PQ
2318
.D5G5
1843
v.3

UNIVERSITY OF VIRGINIA LIBRARY

Digitized by Google

ALDERMAN LIBRARY
UNIVERSITY OF VIRGINIA
CHARLOTTESVILLE, VIRGINIA

Digitized by Google

Digitized by Google

Dieser Herr.

Von

CH. PAUL DE KOCK.

Aus dem Französischen

von

St. Friedrich.

Dritter Band.

Breslau, Verlags-Comptoir.

Leipzig, Literarisches Museum.

1843.

Digitized by Google

EXCHANGE
OCT 15

PQ
2318
.D5G5
1843
v.3
Copy 1

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Wiedersehen.

Sobald Adhémar die Gewißheit erlangt hatte, daß die junge Fremde wirklich Madame Foli-court sei, hatte er auch sogleich den Gedanken gefaßt, zu fliehen, sich schnell zu entfernen, bevor sie ihn gesehen hätte. Er wollte nicht in seine Wohnung hinunter gehen, als er Azurine verließ, denn er dachte wohl, daß Azéma ihn aufsuchen würde, sobald sie sein Verschwinden bemerkt hätte; um keinen Preis aber wollte er zu seiner Nachbarin zurückkehren.

Digitized by Google

Als Adhémar sich auf der Straße befand, begann er dem Zufall seine Schritte zu überlassen; es war ihm gleichgiltig, wohin er sich wendete. Die Hauptsache für ihn war, sich von einem Hause zu entfernen, wo er die Frau getroffen hatte, die er glaubte niemals mehr wiederzusehen, und deren Gegenwart alle seine Leiden erneuert hatte.

Glücklicherweise befand man sich mitten im Sommer. Das Wetter war schön, die Luft lau und mild; es war angenehm diese schöne Nacht im Freien zuzubringen. Adhémar machte einen langen Weg; man hätte glauben können, er wolle die Entfernung zwischen sich und der Person, die ihn zur Flucht genöthigt, immer mehr vergrößern.

Als er endlich zu sehr ermüdet war, um weiter gehen zu können, blickt er sich um und sucht eine Stelle, wo er ausruhen könne, doch sieht er bald, daß er sich im freien Felde befindet. Er hatte noch nicht bemerkt, daß er sich nicht mehr in Paris befand. Nun brach der

Digitized by Google

Tag an, und er setzt sich am Fuße eines Baumes nieder. Bald fühlt er sich beruhigt, die frische Morgenluft erleichtert seinen Kopf, und er beginnt über seine Lage nachzudenken.

„Ich habe Pépita wieder gesehen," sagt er zu sich selbst, „Pépita! Die Ursache aller meiner Leiden... sie hat Italien verlassen, ist nach Frankreich gekommen, befindet sich in Paris! ... Welche Veränderung seit drei Jahren! Diese junge Italienerin, die so schön, so frisch, so reizend, so gefallsüchtig war, sie hat noch nicht zwanzig Jahre ... und ihre Schönheit, ihre Jugend, Alles ist verschwunden. Als sie hereintrat, hatte ich sie fast nicht erkannt, ich konnte nicht glauben, daß es Pépita sei! Sie hat mich nicht gesehen, aber man wird mich aufgesucht, man wird meinem Namen in ihrer Gegenwart genannt haben, und wenn sie enthüllt hätte, was ich geschworen habe zu verschweigen! Sie wohnt in demselben Hause mit mir! Wenn Charlésia es wüßte, könnte sie nicht glauben, ich sehe diese Frau wieder, ich hätte mich ihr

abſichtlich wieder genähert? Ach! es iſt unmöglich, daß ich unter einem Dache mit Pépita lebe; ich werde heute noch meine Wohnung verlaſſen."

Adhémar erwartet den Tag mit Ungeduld, um von Neuem ſeinen Weg fortzuſetzen. Endlich erblickt er einen Bauer, den er fragen kann, wo er ſich befindet, und erfährt von dieſem, daß er während der Nacht bis nach Clignancourt gegangen iſt. Er läßt ſich den Weg zeigen, und gegen fünf Uhr des Morgens iſt er wieder in ſeiner Wohnung, in der Straße von Navarin.

In Paris muß man lange klingeln, wenn man zu dieſer frühen Stunde geöffnet haben will. Endlich erwacht der Pförtner und er ſpricht, während er ſich die Augen reibt: „Ach! mein Herr, ſind Sie endlich zurück! Die Damen waren ſehr unruhig über Sie... Sie verſtehen doch, die Loretten vom vierten Stock, wir haben jetzt dreie im Hauſe. Sie behaupteten, Sie wären ohne Beſinnung in Ihrer Stube. Es half mir nichts, wenn ich auch ſagte: Herr Marilly

Digitized by Google

ist bestimmt nicht zu Hause, ich selbst habe ihm die Hausthür geöffnet ... Die kleine Dame, die nicht im Hause wohnt, ich weiß nicht, ob es eine Lorette ist oder nicht, aber sie war wüthend, sie wollte durchaus Ihre Thür einschlagen. Glücklicherweise habe ich Standhaftigkeit bewiesen."

„Sehr gut. Aber es handelt sich jetzt um eine andere Sache, ich verlasse meine Wohnung; ich ziehe heute noch aus, ich will reisen, Paris verlassen ..."

„Wie, mein Herr! Sie ziehen aus! Sie haben uns ja nicht aufgekündigt ... der Erste ist vorüber, Sie können jetzt nicht ausziehen."

„Das kann man immer, wenn man zahlt; ich werde dieses Vierteljahr, das Andere, wenn es sein muß, auch noch zahlen; besorgen Sie also meine Rechnungen, da Sie die Miethe einnehmen."

„Also der Herr verläßt uns wirklich, jetzt, da wir drei Loretten im Hause haben!"

„Besorgt mir die Quittungen, und laßt den Möbelhändler kommen, der mir meine Stuben

Digitized by Google

eingerichtet hat, ich möchte ihm meine Möbel wieder zurückgeben."

„Der Tapezierer! aber mein Herr, es ist noch nicht fünf Uhr! Alles schläft noch in diesem Theil... man ist hier in der Chaussé d'Antin nicht so frühzeitig auf, wie in Faubourg St. Antoine."

Adhémar fühlt, daß der Pförtner Recht hat, und er entschließt sich auf seine Stube zu gehen, dem Pförtner den Auftrag hinterlassend, den Tapezierer zu holen, sobald derselbe aufgestanden wäre.

Adhémar sucht ohne alles Geräusch in seine Stube zu kommen und beginnt sogleich seine Sachen einzupacken.

„Wenn ich meine Möbels mitgenommen hätte," spricht er zu sich selbst, „so hätte man bald meine neue Wohnung erfahren, und es soll sie Niemand in diesem Hause wissen. Nun, ich weiß sie ja selbst noch nicht; aber es fehlt nicht an Quartieren in Paris; ich werde meine Sachen

auf einen Wagen nehmen, und mich dem Zufall überlaſſen."

Adhémar war kaum zehn Minuten in ſeiner Stube, als er leiſe anklopfen hört; er denkt, es ſei der Pförtner mit den Rechnungen. Er ſchließt auf, aber er erblaßt und fängt an zu zittern, als er die junge Italienerin, die er den vorigen Tag erkannt hat, vor ſich ſieht.

Madame Folicourt, wie ſie ſich in Paris nannte, deren wahrer Name aber Pépita iſt, hat einen großen weißen Schlafrock an; ein ſeidenes Tuch von lebhaft-rother Farbe bedeckt kaum ihren Kopf, und lange Flechten von ihrem ſchönen ſchwarzen Haare fallen in Unordnung auf ihre Schultern herab. In dieſem einfachen Anzuge iſt die junge Italienerin noch weit reizender, als den vorigen Tag.

Ohne über den Eindruck, den ihre Gegenwart auf Adhémar macht, verwundert zu ſcheinen, tritt ſie in das Zimmer und wirft ſich mit den Worten auf das Sopha: „Ich wußte wohl, daß Sie zurückkehren würden! Worhin

hörte ich Sie kommen, und eilte sogleich zu Ihnen, denn ich muß Sie sprechen. Bin ich Ursache, daß Sie gestern so schnell verschwunden sind?"

„Ja Madame," sagt Adhémar, und sucht sich etwas zu fassen.

„Ach! es scheint, daß meine Gegenwart Ihnen nicht sehr angenehm ist! Die kleine Dame gestern schien sehr unzufrieden, sie wollte nicht glauben, daß Sie ausgegangen wären, sie warf mir sehr böse Blicke zu!"

„Haben Sie gesagt, daß Sie mich kennen? haben Sie gesagt... daß...?"

Adhémar hält inne, aber er sieht Pépita scharf in's Auge. Ein schmerzhaftes Lächeln zeigt sich auf ihren Lippen und sie antwortet: „Nein, nein, ich habe nichts gesagt."

Nun scheint Adhémar beruhigt zu sein und er sagt: „Ich danke Ihnen, daß Sie sich an das Versprechen erinnert haben, welches Sie mir gaben, als ich Sie zum letzten Male sah."

„Ja, indeß ich verstehe nichts von all'

Digitized by Google

diesem, ich begreife nicht, warum Sie so ängstlich ein Geheimniß daraus machen wollen, daß Sie verheirathet sind."

„Es ist, als wenn ich es nicht mehr wäre ... oder vielmehr so, als wenn ich es nie gewesen wäre!" antwortet Adhémar ganz traurig.

„Und Ihre Frau? wo ist sie? was ist aus ihr geworden?"

Adhémar macht eine ungeduldige Bewegung, geht einige Zeit in der Stube umher, dann setzt er sich weit entfernt von ihr nieder, und sagt: „Sprechen wir nicht mehr davon; ich wiederhole Ihnen, daß man mich überall für unverheirathet hält, und Sie würden mir sehr wehe thun, wenn Sie das Gegentheil behaupteten; die Ursachen dieses Wunsches kennen Sie ja. Aber jetzt möchte ich wissen, was mir die... nun, was Sie zu mir führt?"

„Sind Sie böse, daß ich Sie besuche?"

„Ja, Madame," antwortet Adhémar mit einem strengen Tone, der genug andeutet,

Digitized by Google

daß alle Koketterie bei ihm nutzlos angewendet wäre.

Als sie dies sieht, verändert sich das Gesicht der jungen Italienerin plötzlich, ihre Lippen und Augenbraunen ziehen sich zusammen, und sie sagt mit Aerger: „Sie können versichert sein, mein Herr, daß ich Sie nicht aufsuchte, und daß nicht die Hoffnung Ihnen zu begegnen, mich nach Frankreich geführt hat. Ich bin schon beinahe achtzehn Monate in Paris. Das Leben hier ist recht angenehm, aber die Männer sind sehr unbeständig! dennoch würde ich mich hier sehr gefallen, wenn meine Gesundheit nicht so oft gestört wäre; die Aerzte sagen wohl, es sei meine Schuld, ich bliebe zu viele Nächte auf, besuchte zu viel Bälle!... aber ich höre sie nicht an. Die Freude ist mein Leben, es scheint mir, als müßte ich sterben, wenn ich ohne Vergnügen leben sollte. Ich liebe weder die Lectüre, noch das Land und verabscheue die Einsamkeit; ich muß Leben, Geräusch, Anbeter um mich haben. Wenn ich mir allein überlassen bleibe, werde ich

Digitized by Google

unruhig, traurig, und es scheint mir als habe ich Furcht...."

Pépita hat ihre Rede mit einer ganz andern Stimme geendet, als dieselbe begonnen war; dies Wesen schien zu fühlen, daß sie sich am Rande eines Abgrundes befand, aber sie besaß nicht die Kraft, sich davon abzuwenden.

Als Pépita zu sprechen aufgehört hat, wirft Adhémar ihr einen Blick zu, in welchem mehr Mitleid als Vorwurf liegt. Die junge Italienerin fährt mit der Hand über ihre Stirn, streicht ihre langen Flechten zur Seite und fährt mit erneuter Lebhaftigkeit fort: „Ich weiß, mein Herr, daß Sie sehr gefällig, sehr großmüthig sind. Leider bin ich jetzt von unausstehlichen Gläubigern verfolgt, von meiner Schneiderin, Putzmacherin; man läßt mir keine Ruhe! wie langweilig ist es Schulden zu haben!... ich möchte Vermögen besitzen, sehr reich sein! ach! wie glücklich wäre ich dann! In Paris haben die Männer nicht viel Vermögen, und sind oft noch dazu so geizig. Sie sind das nicht, und als

Digitized by Google

ich gestern Ihren Namen aussprechen hörte, oh! da habe ich gleich gedacht: Wenn er es wirklich ist, wird er mir gewiß helfen; denn, wenn ich mein Vaterland verlassen, und so viele Unbesonnenheiten begangen habe, ist es denn nicht seine Schuld?"

„Aber was wollen Sie? was brauchen Sie?" ruft Adhémar lebhaft.

„Geld! nur Geld! ich bin nicht mehr romanhaft, und ich fange an zu begreifen, daß es keine Liebe giebt ohne Geld."

„Ich glaube, Sie haben die Liebe wohl nie anders verstanden," sagt Adhémar mit Verachtung.

„Ach! Sie glauben? ich könnte Ihnen darüber Manches sagen, aber es würde uns Beide langweilen, ich will es lieber kurz machen, und Sie bitten, mir fünfzehnhundert Franken zu borgen, um meine Schulden zu zahlen. Sie sehen, daß sie sich noch nicht zu hoch belaufen."

Adhémar besinnt sich nicht einen Augenblick, er geht an seinem Sekretär und nimmt

Digitized by Google

zwei Banknoten, welche er Pépita hinreicht und dabei sagt: „Hier, Madame, nehmen Sie, ich wünsche, daß Ihnen dieses Geld die Ruhe und den Genuß der Freude verschaffte, ohne die Sie nicht leben können, aber ich bitte dringend, halten Sie Ihr Versprechen; Alles was ich von Ihnen begehre, ist, daß Sie vergessen sollen, mich gekannt zu haben."

Pépita nimmt die Banknoten; aber sie wirft dem jungen Mann einen sonderbaren Blick zu und sagt: „Ich soll vergessen, Sie gekannt zu haben? ist das Alles, was Sie von mir begehren? Ich werde versuchen, Sie nicht mehr zu belästigen, da meine Besuche Ihnen so unangenehm sind."

Die junge Italienerin ist aufgestanden, und geht einige Schritte vorwärts, dann bleibt sie wieder stehen, sieht Adhémar scharf in's Auge und sagt: „Sie haben also gänzlich aufgehört, Ihre Frau zu sehen, seitdem sie entdeckt hat..."

Adhémar unterbricht sie, indem er mit Heftigkeit sagt: „Ich habe Sie gebeten, von der

Digitized by Google

Vergangenheit nie mehr zu ſprechen. Sie ſind die Urſache aller meiner Leiden, denn ich liebte meine Frau ... ich liebe ſie noch ..."

„Eine Wirkung der Trennung!" verſetzt Pépita mit ſpöttiſcher Miene.

„Nun, ich wiederhole es Ihnen, ich bin ein Unverheiratheter vor den Augen der Welt, und werde es immer ſcheinen."

„Ihre Frau wollte Ihnen alſo nicht verzeihen? es überraſcht mich, denn ..."

„Um Gotteswillen Pépita, endigen wir dies Geſpräch, es muß ja eben ſo peinlich für Sie, als für mich ſein. Ich habe Ihnen gegeben, was Sie haben wollten ... ich habe mit Ihnen nichts mehr zu ſchaffen."

„Wie Sie wollen; ich hätte Ihnen wohl noch etwas ſagen können, aber da Sie es nicht hören wollen ... ach! in der That, Sie haben Recht: man muß das Alles vergeſſen. Adieu Signor!"

Pépita wirft noch einen letzten Blick auf Adhémar, lächelt ihm zu, wickelt ſich dann von

Digitized by Google

Neuem in ihren Schlafrock, und geht aus der Stube, nicht ohne mehrmals sich umzusehen und sich zu überzeugen, daß der junge Mann sie nicht zurückrufe.

Als sie fort ist, scheint Adhémar von Neuem aufzuathmen; er geht und überzeugt sich, ob seine Thüre gut zugeschlossen ist, dann fährt er fort, seine Sachen einzupacken, indem er zu sich selbst spricht: „Wie man sich doch mit der Zeit verändert! ich könnte die Gesellschaft dieser Frau nicht mehr ertragen... und ich fand sie so schön... sie war es auch wirklich. Ich konnte ihr nicht abschlagen, was sie haben wollte, und noch kann ich mich glücklich schätzen, wenn sie mir um diesen Preis Ruhe läßt; dies leert meine Börse sehr, und die Miethe, die ich zahlen muß... Glücklicherweise wird das Geld für meine Möbel ausreichen, bis ich etwas über mein Geschäft erfahre. Bis dahin werde ich recht ökonomisch leben... wie oft habe ich mir das schon vorgenommen!"

Nach einiger Zeit kommt der Pförtner mit

den Rechnungen. Adhémar giebt demſelben, was er ſchuldig iſt, und frägt nach dem Tapezierer.

„Er wird bald hier ſein, mein Herr. Sie verlaſſen alſo Paris, da Sie die Möbel verkaufen?“

„Wahrſcheinlich.“

„Und wenn man nach dem Herrn fragen kommt?“

„So antworten Sie, ich ſei verreiſt, und Sie wüßten nicht wohin.“

„Sehr gut! Und wenn Briefe kommen?“

„Es werden keine kommen; auch werde ich ſelbſt in einiger Zeit nachfragen. Doch da iſt der Möbelhändler!“

Adhémar ſagt dieſem, er müſſe Paris auf einige Zeit verlaſſen, deßhalb hätte er ihn kommen laſſen, um ihm ſeine Möbel zurückzugeben, da Niemand beſſer wiſſen könne, als er ſelbſt, daß dieſelben ſchön, neu und modiſch wären.

Der Tapezierer zieht das Geſicht und ruft: „Modiſch! aber mein Herr, Sie haben dieſelben ſeit ſechs Monaten!“

Digitized by Google

„Nun, verändert sich denn die Mode der Möbel alle sechs Monate?"

„O, in kürzerer Zeit sehr oft, mein Herr, und es ist wirklich merkwürdig, wie in dieser Hinsicht der Geschmack diesen Winter sich verändert hat. Man will gar nicht mehr Stühle dieser Art, man nimmt anderes Holz zu den Sekretärs, die Betten haben diese Form nicht mehr..."

„Ich verstehe schon, ich verstehe!" entgegnet Adhémar ungeduldig. „Alles dieses war reizend, vom besten, dauerndsten Geschmack, als Sie es mir verkauft haben, und es ist altmodisch, abscheulich und nicht mehr zu gebrauchen, wenn ich es Ihnen wieder überlassen will! Nun sagen Sie, was Sie geben wollen, für Alles, was sie hier sehen?"

Der Kaufmann sieht sich die Möbel wiederholt eines nach dem andern auf's genaueste an, obschon er sie recht gut kennen sollte, und nachdem er sich lange besonnen hat, sagt er zu Adhémar: „Mein Herr, ich will Ihnen gern einen Gefallen thun, und da ich schon Geschäfte mit

Ihnen gemacht habe, gebe ich Ihnen zweitausend Franken dafür; jetzt, wo die Geschäfte schlecht gehen, kann ich unmöglich mehr geben."

„Zweitausend Franken! Ich verliere also fast zwei Drittel von dem, was ich vor sechs Monaten gezahlt habe!"

„Ach mein Herr, im Handel ist man sehr oft noch glücklich, nur so viel zu verlieren."

„Nun, wir wollen die Sache kurz abmachen; ich nehme Ihre zweitausend Franken an."

„Ich gehe das Geld holen, und werde dann ausräumen lassen. Pförtner . . . kann man forttragen lassen? . . ."

„Ja, ja, gewiß!" antwortet der Pförtner. „Der Herr bleibt nichts schuldig!"

Adhémar war vor Zorn plötzlich roth geworden, er faßt den Tapezierer beim Arm hart an, und sagt mit Heftigkeit: „Für was halten Sie mich? Ihre Frage ist eine Beschimpfung!"

Der Kaufmann kann sich nicht genug entschuldigen, geht Geld holen, und Adhémar schickt seinen Pförtner nach einem Wagen.

Digitized by Google

„Zweitausend Franken! was ich vor sechs Monaten mit fünftausend dreihundert gezahlt habe!“ sagt Adhémar zu sich. „Nun denn, wenn der Handel das so mit sich bringt, muß ich wohl zufrieden sein. Ich will mich nach dem Marais fahren lassen, mir ein bescheidenes Quartier aussuchen, und nur acht- oder neunhundert Franken für die Meubel ausgeben. Später, wenn ich meine Gelder eingenommen habe, dann wollen wir schon sehen.“

Unterdessen kam der Tapezierer zurück und brachte das Geld für die Möbel. Adhémar läßt seine Sachen herunter tragen, und als er in den Wagen steigen will, giebt ihm der Pförtner einen Brief, wobei er sagt: „Der kommt noch grade zur rechten Zeit!“

Adhémar hat die Schrift des Herrn Bourdichon erkannt. Er will sehen, was wohl Mathildens Gatte ihm sagen kann, erbricht den Brief und liest:

„Mein lieber Marilly, wo bleiben Sie denn? Seit drei Wochen hört man nichts mehr

von Ihnen; wahrscheinlich sind es Landpartieen oder Liebesabenteuer, die Sie beschäftigen, denn Sie lieben das Vergnügen! Ich habe Ihnen etwas nicht sehr Erfreuliches mitzutheilen, dennoch muß man die schlimmen wie die guten Nachrichten erfahren; glücklicherweise sind Sie reich, und ich bin überzeugt, meine Nachricht wird Ihnen wenig Kummer verursachen. Das Schiff, welches unsre Waaren enthielt, hat Schiffbruch erlitten, als es schon nahe am Hafen war; man konnte nur die Passagiere retten, und unglücklicher Weise war nichts versichert. Ich mache mir Vorwürfe, Sie in dieses Geschäft verwickelt zu haben; doch verlieren Sie glücklicherweise nur zwanzigtausend Franken, ich verliere dreißigtausend. Monfignard, der, wie Sie wissen, mit funfzehntausend betheiligt ist, war von höllischer Laune; ich habe mich schon getröstet, und bin überzeugt, Sie selbst werden bald meinem Beispiel folgen. Ich erwarte Sie also bald zu einer Partie Bouillotte; wir werden suchen, diesen Schaden wieder gut zu machen. Ach so! meine Frau war krank,

Digitized by Google

sie hat das Bett acht Tage lang gehütet, aber ihre Freundin, Madame Valmeran, hat sie gepflegt und ihr treue Gesellschaft geleistet. Es ist eine reizende Frau; Monfignard ist sehr in sie verliebt und schmeichelt sich mit ihrer Eroberung. Kommen Sie doch, wir werden viel lachen."

„Ihr ergebener Bourdichon."

Der Eindruck, den der erste Theil dieses Briefes auf Adhémar gemacht hat, ist bei den letzten Zeilen bald verschwunden. Er kann seine letzten Hoffnungen auf Vermögen nicht ohne tiefen Schmerz aufgeben, aber als er sah, daß Charlésia wieder zu Mathilden zurückgekehrt, Monfignard ihr den Hof macht, und sich rühmt, gern gesehen zu sein, hatten bald seine Gedanken eine andere Richtung genommen, und er dachte nicht mehr an seinen Verlust. Er denkt nur noch daran, zu Bourdichon wieder zurückzukehren, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob in der That der schöne Monfignard von Charlésia gern gesehen wird. Bei

Digitized by Google

diesem Gedanken steigt ihm das Blut zu Kopfe, er erhitzt sich und sinnt auf tausend Racheplane.

„Alles ist auf den Wagen gepackt, der Herr fehlt nur noch," sagt der Pförtner, sich an Adhémar wendend. Nun erst wird dieser an seine Lage wieder erinnert. Das Haus hatte sich unterdessen schon belebt, und die Stimme der Fräulein Athénais schallt auf der Treppe. Sie spricht mit einem Kammermädchen und erzählt, daß die Madame Palatinskiskoff die ganze Nacht unwohl gewesen wäre.

Da Adhémar von den Loretten nicht überrascht werden wollte, beeilt er sich, in den Wagen zu steigen.

„Wo fahren wir hin?" frägt der Kutscher.

„Zur Post!" ruft Adhémar, der bemerkt, daß der Pförtner stehen geblieben ist, um hören zu können, was er antworten würde.

Der Wagen fährt davon, und als sie in eine andere Straße kommen, sagt Adhémar dem Kutscher: er solle ihn nicht zur Post fahren, sondern nach dem Marais, und wenn er ihm dort

Digitized by Google

eine Wohnung verschaffen könne, wolle er ihm ein gutes Trinkgeld geben.

Der Kutscher läßt seine Peitsche knallen und antwortet: „Schon gut, ich verstehe! Ich will Sie nach Poupoule's Haus fahren, da sind immer Wohnungen leer."

Adhémar verläßt sich nun auf den Kutscher und macht es sich im Wagen bequem. Anstatt über seine Lage nachzudenken, beschäftigt sein Geist sich nur noch mit Charlésia und Monfignard.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Ein Abend bei Bourdichon.

Es war acht Uhr des Abends. Der Tag neigte sich zu Ende, dennoch hatte man im Saal bei Herrn Bourdichon kein Licht angezündet, und die Gesellschaft, die jetzt den Tisch verlassen hatte, erfreute sich jener angenehmen Ungezwungenheit, die gewöhnlich dem Mittagsmahle folgt und dem Abend vorangeht.

Bourdichon stand am Fenster, die frische Luft zu athmen, und sprach mit dem schönen Monfignard über Geschäfte der Börse, was den schönen jungen Mann nicht verhinderte, seine blonden Locken zu streicheln.

Digitized by Google

Etwas weiter saß Herr Carcassonne vor einem Tisch, bemüht, ein Kartenhaus zu bauen, und eines Kunststücks sich zu erinnern, mit welchem er die Gesellschaft unterhalten wollte.

An dem andern Ende des Saales saß Madame Carcassonne neben Dalbrun, mit welchem sie sich sehr eifrig zu unterhalten schien, und der ihr viel Aufmerksamkeit schenkte und öfters in lautes Gelächter ausbrach.

Mathilde endlich lehnte schwach und bleich in der einen Ecke des Sopha, neben ihr Charlésia. Letztere hielt eine ihrer Hände und schien ihr sehr aufmerksam zuzuhören.

„Er liebt mich nicht mehr... ach! es ist Alles vorbei, ich sehe es wohl," sagte Mathilde nach augenblicklichem Schweigen. „Seit zwei und zwanzig Tagen habe ich ihn nicht mehr gesehen! nichts von ihm gehört!... zwei und zwanzig Tage!... ich hätte sterben können... er hätte sich nicht darum gekümmert!"

„Er ist vielleicht auf dem Lande oder auf Reisen," sagte Charlésia, aber in ihrem Tone

lag, daß sie selbst es nicht glaubte, und sich auch nicht bemühte, die Andere zu überzeugen.

„Auf dem Lande! er würde doch nicht drei Wochen da bleiben... auf Reisen! aber wohin denn? ach! vielleicht, um sich von mir zu entfernen! Doch nein, er ist nicht verreist, ich habe mich erkundigt... und dann, es hält ihn zu Vieles hier zurück."

„Was denn?" fragt Charlésia lebhaft.

Mathilde sieht ihrer Freundin scharf in's Auge und antwortet: „Eine andere Leidenschaft! Wenn ein Mann aufhört uns zu lieben, so geschieht es gewöhnlich, weil eine andere Liebe ihn beschäftigt."

„Du hast recht, aber Du konntest ja nicht denken, daß diese Liebe ewig dauern würde, besonders bei einem Manne, der so unbeständig ist, wie Herr Adhémar. Da alles dies ein Ende nehmen mußte, bleibt es sich ja doch gleich, ob es etwas früher oder etwas später geschieht. Du solltest vernünftig sein und ihn vergessen."

„Ein Ende nehmen... nach fünf Monaten!

Digitized by Google

ach, mein Gott! für fünf Monate das Glück meines ganzen Lebens zu verlieren!"

„Es giebt Leidenschaften, die sehr tief scheinen, und die noch kürzere Zeit dauern," sagt Charléfia, und diesmal mit einem ganz überzeugten Tone.

„Ja, Du wirst dies auch wissen, obschon Du mir nichts gestehen wolltest... Die Liebe ist eine traurige Leidenschaft, nicht wahr? Und unsere Schwächen haben oft schreckliche Folgen!"

Charléfia antwortet nicht, und scheint auch in den Worten ihrer Freundin, die jene doch mit Absicht ausgesprochen hatte, keine Anspielung zu bemerken.

„Glücklicherweise hast Du mich nicht verlassen!" fährt Mathilde nach einem kurzen Stillschweigen fort. „Du hast für Deine Freundin Mitleiden empfunden, Du hast errathen, weßhalb ich litt, weßhalb ich krank war! Du allein hast die Leiden begriffen, die mich verzehrten, und mich noch so unglücklich machen! ach! ohne Dich wäre ich gestorben; denn ich hätte mit Niemandem von

ihm sprechen können, Niemand hätte mich getröstet, bei Niemandem hätte ich weinen können... Die Thränen scheinen uns nicht so bitter, wenn wir sie vor einer Freundin weinen können; sie schützt uns vor der Verzweiflung. Ach! nicht mehr geliebt zu sein, das ist schrecklich, wenn man selbst noch so sehr liebt!"

Und während sie dies sagt, nimmt Mathilde die Hände ihrer Freundin in die ihrigen, diese aber giebt ihr ein Zeichen sich zu beherrschen, da sie sich nicht allein befinden.

„Kümmern sich denn alle diese Leute um mich?" frägt Mathilde und zuckt die Schultern.

„Aber Dein Mann?"

„Ach! mein Mann thut es noch weniger, als die Andern. Du weißt, ich habe das Bett acht Tage gehütet, und glaubst Du, daß er einen Abend bei mir zugebracht hätte? Ich wiederhole es Dir, Du allein bleibst mir nur noch... und Du hast Mitleiden mit mir, nicht wahr?"

Diese Worte sind mit einem Blick begleitet, der Charléfia in Verlegenheit zu setzen scheint.

Digitized by Google

Sie antwortet mit einem ungewiſſen Tone: „Zweifelſt Du daran?"

„Und ſeit drei Wochen haſt Du ihn nicht geſehen?" frägt Mathilde, die ihre Freundin durchſchauen zu wollen ſcheint.

„Geſehen?... Herrn Adhémar?"

„Nun ja!"

„Und wo hätte ich ihn ſehen ſollen! Glaubſt Du, er käme zu mir?"

„Nein, denn Du haſt mir geſchworen, daß Du ihn nicht annehmen würdeſt, daß Du ihn nicht kennteſt, und ich glaube Dir. Es wäre ſchrecklich, mich zu täuſchen; ach, Du biſt deſſen nicht fähig!"

Die Art und Weiſe, mit welcher Mathilde dieſe Worte ausſpricht, beweiſen nicht, daß ſie ganz davon überzeugt war. Charléſia blickt ſie ſanft und mitleidig an und ſagt leiſe: „Du trauſt mir noch immer nicht!..."

„Ach, verzeihe mir; ſieh, wenn Du ſo bei mir biſt, fühle ich mich wohler, ruhiger; ich wollte, Du verließeſt mich nie."

Digitized by Google

„Hast Du mir nicht gesagt, Dein Mann habe ihm gestern geschrieben?"

„Ja; er hat ihm den traurigen Erfolg eines Geschäfts mitgetheilt, wobei er zwanzigtausend Franken verliert. Glücklicherweise ist Herr Adhémar reich und dieser Verlust wird ihn wenig schmerzen."

„Woher weißt Du denn, daß er reich ist?"

„Nun, ich schließe es aus seiner Art und Weise zu leben, aus der Gleichgültigkeit, mit welcher er beim Spiele verliert, und er spielt sehr hoch. Auch daraus, daß er neulich ablehnte, das reiche Fräulein Sublimé zu heirathen."

Charlésia antwortet nicht, sie versinkt in Nachdenken. Mathilde fährt fort: „Mein Mann hat ihm wahrscheinlich geschrieben, ich sei krank gewesen... Dennoch kommt er nicht, Du siehst es ja!"

„Es ist noch nicht spät, er kommt vielleicht noch."

„Ach, könnte ich das hoffen!"

„Man hat oft von Oreste und Pilades er-

Digitized by Google

zählt, von Achilles und Patrocles," sagt Monfignard, sich den beiden Damen auf dem Divan nähernd, „dennoch zweifle ich, daß das Alterthum jemals ein merkwürdigeres Beispiel von Freundschaft zeigte, als das Ihrige, meine Damen."

Charléfia begnügt sich traurig zu lächeln, und Mathilde antwortet: „Die Frauen verstehen das Gefühl der Freundschaft besser, als die Männer, mein Herr; es ist nicht bloße Zerstreuung für sie, zu lieben."

„Ich weiß, daß Sie in der Liebe den Vorzug haben, meine Damen; dennoch glaubte ich, daß er uns in der Freundschaft gehöre. Alle Beispiele der Freundschaft, die das Alterthum angiebt, sind von den Männern genommen: Damon und Pythias, Nisus und Euriales, Theseus und Pirithous, Scipio und Lelius, und eine Menge Andrer noch, die ich Ihnen angeben könnte; es ist nie die Rede von der Freundschaft der Frauen."

„Das kommt daher, weil Männer die Geschichte schreiben," bemerkt Dalbrun mit Lachen.

„Oder weil sie dachten: die Frauen seien

ganz Liebe, es bliebe ihnen kein anderes Gefühl mehr," sagt Monfignard, indem er der Madame Valmeran einen Blick zuwirft, in welchen er so viel Ausdruck hineinlegt, als er nur vermag.

„Wovon sprechen Sie, von der Freundschaft, vom Heroismus der Freundschaft?" fragt Madame Carcassonne, sich dem Divan nähernd. „Ach, wenn ich Jemanden liebte, ich würde mich für ihn in's Feuer stürzen."

„Es scheint also, daß Sie niemals geliebt haben," erwiedert Dalbrun, „denn Sie sehen gar nicht verbrannt aus."

Die Ankunft mehrerer Personen unterbricht dies Gespräch. Man setzt sich an die Spieltische, aber Monfignard will nicht spielen; er zieht es vor, mit den Damen zu sprechen und namentlich mit Charléfia, der er sich immer zu nähern sucht.

Mathilde flüstert Charléfia zu: „Herr Monfignard ist ganz bestimmt in Dich verliebt."

Digitized by Google

„Glaubst Du?" antwortet Madame Valmeran mit einer gleichgiltigen Miene.

„Es ist ja deutlich zu sehen, auch will er es gar nicht verbergen."

„Ich kann dem Herrn nicht verbieten, verliebt zu sein, wenn es ihm Vergnügen macht, aber er wird seine Zeit verlieren."

Mathildens Stirn verfinstert sich von Neuem; sie heftet die Augen auf Charlésia und sagt: „Du bist sehr unempfindlich, meine Liebe! Herr Monfignard ist doch ein sehr hübscher Cavalier; auch hat er ein großes Vermögen. Wenn er um Deine Hand anhielte.. Du bist zu jung, um Wittwe zu bleiben..."

„Ich werde dennoch immer bleiben wie jetzt."

„Ach, man sagt wohl so... vielleicht würde ein Anderer Dich anders denken lassen."

In diesem Moment tritt Adhémar in den Saal; sein Anzug, stets von gutem Geschmack, ist heute noch sorgfältiger und ausgewählter als gewöhnlich; aber sein Gesicht ist bleich und angegriffen.

Digitized by Google

Mathilde erbebt, als Adhémar hereintritt, und drückt die Hand ihrer Freundin heftig. Charléſia hat die Farbe geändert und läßt raſch die Hand ihrer Freundin los. Monfignard verzieht ganz merkbar das Geſicht; die Andern empfangen den Angekommenen mit Zeichen der Freundſchaft.

„Ach, da iſt er ja wieder, unſer theurer Adhémar!“

„Wo Teufel kommen Sie her?“

„Nun, mein lieber Freund, wir ſind in Grund geſunken! Es iſt ein Unglück! Wir müſſen uns gegenſeitig tröſten,“ ſagt Bourdichon, indem er dem jungen Mann die Hand reicht.

„Ich hatte es ſchon vergeſſen,“ antwortet Adhémar.

„Bravo! das nenne ich Philoſophie haben!“ ruft Dalbrun.

„Und Vermögen,“ ergänzt Bourdichon.

Adhémar hat ſich Mathilden genähert, aber als er Charléſia neben ihr erblickt, zieht er ſich verlegen zurück, und ſcheint zu zögern und

nicht zu wiſſen, ob er näher treten ſoll oder nicht. Endlich grüßt er die beiden Damen mit gezwungener Miene, und indem er Charléſia anſieht, ſagt er zu Mathilden: „Ich habe erfahren, daß Sie krank waren, Madame; hätte ich es früher gewußt, ich wäre gekommen, mich nach Ihnen zu erkundigen.“

„Nicht dieſe Dame, ſondern ich war krank, mein Herr,“ antwortet Mathilde erzürnt.

Adhémar ſchlägt die Augen nieder und erröthet; Charléſia ſteht auf, geht fort und ſetzt ſich an das andere Ende des Saales.

„Ja, mein Herr, ich habe ſehr gelitten, ich leide noch ſehr viel!“ wiederholt Mathilde. „Sie tragen die Schuld davon, das wiſſen Sie wohl; und anſtatt beim Anblick der Leiden, die Sie verurſacht haben, gerührt zu ſein, ſehen Sie nur Jene allein; nur allein mit ihr ſind Sie beſchäftigt!... ach, wie unglücklich bin ich!“

Mathilde fährt mit einem Tuch über die mit Thränen gefüllten Augen und giebt Adhémar ein Zeichen, ſich neben ihr zu ſetzen. Die-

Digitized by Google

sem fehlt der Muth sich zu weigern, er fürchtet, man könnte Mathildens Rührung bemerken. Gern möchte er sie trösten, und dennoch setzt er sich zu ihr, wie ein Schüler, der durch seinen Lehrer gezwungen wird, seine Studien vorzunehmen. Mathilde spricht voll Zärtlichkeit mit ihm, aber er hört ihr nur mit zerstreuter Miene zu. Bald weiß er gar nicht mehr, was sie ihm sagt, denn Monfignard hat sich neben Charléfia gesetzt und unterhält sich lebhaft mit ihr. Diese, gegen ihre Gewohnheit, scheint ihm mit Freuden zuzuhören, ja lächelt ihm sogar zu, was den Dandy so entzückt, daß sein Geschwätz immer lebhafter wird; ja er glaubt, noch nie so geistreich gewesen zu sein, als heute.

Schon dreimal hatte Mathilde leise zu Adhémar gesagt: „Ich habe noch nicht aufgehört, Sie zu lieben!" als Adhémar rasch aufsteht sich vor Monfignard hinstellt und ihn mit spöttischer, höchst beleidigender Miene betrachtet.

Der schöne Mann ist von diesem Benehmen

überrascht, indeß er thut, als bemerke er nichts, fährt fort mit Charlésia zu sprechen, und zwingt sich über das zu lachen, was sie ihm erwiedert. Adhémar aber kann sich nicht beherrschen, und als er eben Monsignard anreden will, begegnet sein Auge dem von Charlésia. Der Ausdruck dieses Blicks scheint ihn zu versteinern; er schlägt die Augen nieder, zittert, und zieht sich zurück, ohne ein Wort gesagt zu haben.

Madame Valmeran steht ohne Zögern auf und sagt Mathilden gute Nacht. Diese bezeigt nicht die geringste Lust, sie noch zurückzuhalten, und Charlésia verläßt den Saal, ohne das Anerbieten Monsignard's, der sie durchaus nach Hause führen will, anzunehmen.

Mathilde hat Adhémar unverwandt beobachtet; ihre Augen, aufgeregt durch den Zorn und die Eifersucht, hatten ihren ersten Glanz wiederbekommen, ihre Wangen wurden roth, ihre Stirn glühend.

Die kleine Carcassonne nähert sich Ma-

Digitized by Google

thilde und sagt: „Ihre gute Freundin ist schon fort?“

„Ja, sie ist fort.“

„Welche artige Frau! wie liebenswürdig, wie geistreich ist sie! Herr Monfignard, Sie unterhielten sich mit ihr sehr lebhaft, sehr feurig; Sie sind ein schrecklicher Verführer!“

Monfignard brüstet sich, besieht sich im Spiegel und antwortet mit selbstgefälliger Miene: „Und wenn auch diese Dame mich erhörte... Sie ist ja ihre eigne Herrin, und es scheint mir, als wenn sie nicht üblen Geschmack zeigen würde.“

„Wollen Sie uns vielleicht zu verstehen geben, daß diese Dame für Ihre Anbetungen nicht unempfindlich ist?“ frägt Adhémar, indem er sich mit zorniger Miene Monfignard nähert.

„Ei! warum nicht! interessirt Sie das vielleicht, haben Sie etwas dagegen, mein Herr?“ antwortet der schöne Mann mit spöttischer Miene.

„Es giebt Männer, die sehr lächerlich, sehr eingebildet sind!... die sich gewisser Dinge rüh-

men, die durchaus nicht wahr ſind ... die den Ruf einer Frau zu untergraben ſuchen ..."

„Mein Herr! ich hoffe, Sie beziehen das nicht auf mich!"

Adhémar will antworten, aber Mathilde, die ſich mit Mühe erhoben hat, ſtellt ſich zwiſchen die beiden Männer und ſagt: „Nun, meine Herren, was ſoll das heißen? ich hoffe, Sie werden nicht vergeſſen, wo Sie ſich befinden, und daß meine Freundin keine Urſache eines ſolchen Streits werden kann. Wenn ſie es wüßte, ich bin überzeugt, ſie würde nie mehr hier erſcheinen. Herr Adhémar, wollen Sie mir Ihren Arm geben, und mich bis zu meiner Stube führen? ich fühle mich ermüdet, und werde mich zurückziehen."

Die beiden jungen Männer ſchweigen. Mathilde hat Adhémar's Arm genommen und verläßt mit ihm den Saal. Als ſie in Mathilden's Zimmer eintreten, ſagt ſie zu ihm: „Sie ſind ein Ungeheuer, mein Herr; Ihr Benehmen gegen mich iſt abſcheulich! Durch Ihre

Digitized by Google

Leidenschaft für Madame Valmeran lassen Sie sich bis zur Unschicklichkeit hinreißen. Sie haben nicht einmal versucht, diese Leidenschaft zu verbergen ... ach! ich werde diese Frau nicht mehr sehen, Alles ist vorbei zwischen uns! ... es ist mir unmöglich, sie ferner meine Freundin zu nennen. Sie haben diesen Abend die letzten Bande, die uns zusammenhielten, zerrissen. Ei! der Herr kommt außer sich, weil Charléfia die schönen Reden des Herrn Monfignard anhört. Sie warfen sich zum Ritter, zum Vertheidiger der Tugend dieser Dame auf ... ihrer Tugend! ha! ha! Sie dauern mich!"

„Was wollen Sie damit sagen, Madame?" frägt Adhémar, der allen seinen Muth wieder erwachen fühlt.

„Das will sagen, mein Herr, daß Madame Valmeran mit ihrer strengen Miene nicht besser ist, als jede Andre ..."

„Weshalb? reden Sie, Madame! was veranlaßt Sie, dies zu denken? ..."

„Ach! Sie wollen mich nicht verstehen, aber

das Kind, welches sie hat, das sie heimlich erziehen läßt..."

„Ein Kind!" ruft Adhémar, der wie vom Blitz getroffen scheint. „Ein Kind! sie hat ein Kind!... ach nein! das ist nicht möglich, Sie wollen mich täuschen, nein, das kann nicht sein."

Mathilde ist über den Eindruck erschrocken, den ihre Worte auf Adhémar gemacht haben; sie antwortet ganz zitternd: „Ja, so ist es, also Sie wußten es nicht?..."

„Sie hat ein Kind... aber wo ist es denn?... wie haben Sie das erfahren... ha! Madame, Sie müssen mir beweisen, was Sie da gesagt haben."

„Das werde ich, mein Herr."

„Wann?"

„Morgen früh; kommen Sie um neun Uhr nach dem Faubourg St. Antoine... ich werde Sie mit einem Wagen abholen, und Sie sollen dann sehen, daß ich nicht gelogen habe."

„Gut, Madame, um neun Uhr, ich werde mich einfinden."

Digitized by Google

„Adhémar ... Sie verlassen mich so? ...“

Aber Adhémar hat sich schon entfernt, ohne weiter etwas hören zu wollen; er geht rasch durch den Salon, in dem sich die Gesellschaft befindet, nimmt seinen Hut, und läuft wie ein Wahnsinniger fort, ohne Bourdichon zu antworten, der ihm einen Platz an einem Bouillottetisch anbietet.

„Was fehlt ihm denn diesen Abend?“ frägt Mathildens Gatte; „er ist sehr übler Laune.“

Dalbrun schüttelt den Kopf ohne zu antworten, und Monfignard sagt mit Lachen: „Dieser Herr ist sehr unzufrieden, weil Madame Valmeran sich mit mir gern unterhält! Ein ander Mal, hoffe ich, wird er seine Worte etwas besser überlegen, sonst werde ich ihn Höflichkeit lehren.“

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Das Kind. — Der Fremde.

Die Frau des Kutschers, der Adhémar eine Wohnung verschaffen sollte, war Köchin bei einem alten Gutsbesitzer aus der Straße du Perche im Marais. Frau Poupoule hatte ihrem Manne oft gesagt, er soll Miether für das Haus ihres Herrn aufsuchen, und er fuhr nun vor dieses Haus.

Adhémar dachte an ganz andre Dinge, als an seine Wohnung, und nahm auf der Stelle zwei kleine, schlechte und häßliche Stuben. Er ließ aus demselben Viertel einen Tapezierer kommen; aber diesmal war er sehr bescheiden. Für

Digitized by Google

die Summe von dreihundert Franken nahm er schon gebrauchte Möbel. Sie sahen denen in der Straße von Navarin nicht ähnlich, dennoch konnten sie einem unverheiratheten Mann, der keine Gesellschaften giebt, genügen.

Adhémar war wie ein Wahnsinniger aus dem Hause des Herrn Bourdichon nach seiner neuen Wohnung gelaufen. Er antwortet Poupoule nicht, die unten mit dem Pförtner spricht, und ihm Licht anbietet; er befindet sich in einer Wohnung, die ihm kaum bekannt ist; um sein Bett zu suchen, stößt er Tisch und Stühle um; endlich wirft er sich ganz angezogen auf sein Lager und sagt: „Mein Gott! könnte ich doch schlafen! ach! was möchte ich darum geben, wenn es schon Morgen wäre! ... Charlésia sollte ein Kind haben!... Mathilde hat sich getäuscht, oder sie wollte mich zur Verzweiflung bringen, um sich zu rächen ... Charlésia sollte mich verrathen haben ... aber was sage ich! ... konnte sie es nicht mit Recht thun? ... hatte ich sie nicht selbst von ihrem Schwure befreit? könnte ich ihr

wohl Vorwürfe machen?... und dennoch kann ich nicht glauben, daß Mathilde die Wahrheit gesprochen hat."

Die Nacht scheint lang für den, der leidet. Adhémar steht bei Tagesanbruch auf, und um die Zeit zu tödten, legt er sich an's Fenster und will seine neue Nachbarschaft besehen. Aber seine Fenster gehen auf einen düstern und finstern Hof. Welcher Unterschied mit der schönen Straße von Navarin!

Um acht Uhr geht er aus, spaziert noch etwas auf dem Boulevard, und geht dann nach dem Ort, wo man ihn hinbestellt hat. Zehn Minuten gehen vorüber; sie scheinen ihm ein Jahrhundert. Schon sagt er zu sich selbst: „Sie wird nicht kommen, weil sie nicht beweisen kann, was sie gestern behauptete!" und er faßt wieder einige Hoffnung, da bemerkt er einen Wagen, der über den Boulevard kommt und am Anfange der Vorstadt hält. Eine Frau sieht aus dem Fenster heraus; es ist Mathilde. In einem

Augenblick iſt Adhémar bei ihr, und der Kutſcher fährt nun weiter.

Mathilde iſt noch angegriffener, als den vorigen Tag. Als ſie Adhémar erblickt, belebt eine leichte Röthe ihre Wangen, aber dieſe verſchwindet bald, und eine ſchreckliche Bläſſe tritt an deren Stelle.

Adhémar nimmt neben Mathilde Platz ohne ein Wort zu ſprechen. Einige Zeit fährt der Wagen noch fort, endlich entſchließt ſich Mathilde das Schweigen zu brechen. „Sie möchten gewiß gern erfahren, mein Herr, wo ich Sie hinführe, und wie ich dazu gekommen bin, das Geheimniß zu entdecken, welches ich geſtern erwähnte. Ich will es Ihnen ſagen, denn ich habe für Sie kein Geheimniß. Sie werden ſehen, daß der Zufall Alles gethan hat.“

„Ich höre, Madame.“

„Das letzte Mal, als ich bei Ihnen war... als Sie mich ſo ſchlecht empfingen, ging ich ganz ſchnell fort, ich weiß nicht, ob Sie ſich deſſen beſinnen; ich hoffte, Sie würden mich zurückrufen...

Digitized by Google

Ich blieb einige Zeit auf der Treppe stehen, aber ich hoffte vergebens; oh! Sie waren zu froh mich los zu sein!"

Mathilde stockt, sie ist sehr bewegt, aber Adhémar sagt nicht ein Wort und sieht auf seine Füße. Die junge Frau fährt mit etwas festerer Stimme fort: „Ich vergesse immer, daß ich Sie nicht von mir unterhalten wollte, mein Herr, verzeihen Sie, es wird nicht mehr vorkommen. Als ich von Ihnen wegging, nahm ich einen Wagen und ließ mich zu ... Madame Valmeran hinfahren .... ich wollte eine Erklärung von ihr haben, ich wollte sie beschwören, mir zu sagen, ob Sie ihr Geliebter wären, oder gewesen wären. Als ich im Begriff war, zu ihr zu fahren, sah ich sie von weitem in einen Wagen steigen. Ich glaubte, sie wolle zu Ihnen, oder nach einem Orte, wo Sie sich treffen wollten ... nun, ich kann Ihnen nicht sagen, was mir Alles einfiel, aber ich sagte zu meinem Kutscher: »Folgen Sie jenem Wagen von weitem und fahren Sie, wo er hinfährt.« Madame Valmeran ließ sich

nach St. Maur führen und stieg vor einem netten Häuschen aus dem Wagen. Mein Kutscher hielt in einer gewissen Entfernung, wo man uns nicht bemerken konnte. Ich ließ das Häuschen nicht aus den Augen, und bald kam Charlésia wieder heraus, ein ohngefähr zwei Jahr altes Kind an der Hand führend."

„Sie haben sie mit dem Kinde gesehen?" fragt Adhémar, Mathilden starr in's Auge fassend.

„Ja, mein Herr, ja, ich habe es gesehen. ... Sie ging mit ihm ziemlich weit längs der Marne spazieren; ich war ausgestiegen und folgte ihr nur ganz von weitem, denn ich wollte nicht gesehen werden. Was sie zu dem Kinde sagte, konnte ich also nicht hören, aber ich sah sie es liebkosen und jeden Augenblick küssen. Ach! sie scheint es sehr zu lieben. Endlich kehrte sie mit ihm in's Haus zurück, und bald darnach stieg sie wieder in den Wagen und fuhr fort. Diesmal folgte ich ihr nicht nach, aber als ich eine kleine Weile gewartet hatte, ging ich unter dem ersten

Digitized by Google

besten Vorwand in das Haus, und fand dort außer dem Kinde auch noch eine sehr geschwätzige Bäuerin. Nachdem ich gethan hatte, als suche ich einen Bedienten auf, der im Dorfe wohnen sollte, liebkoste ich das Kind und sagte zu der Frau: »Ich habe vorhin dem Kleinen mit einer Dame begegnet.« »Es war seine Mutter,« entgegnete sogleich die Frau; »sie kommt fast jeden Tag, ihren kleinen Karl zu besuchen; ach! sie liebt ihn sehr, sie bringt ihm immer Bonbons und Spielsachen.«

„Das Kind heißt Karl! und die Frau sagte, Madame Valmeran sei dessen Mutter?“ frägt Adhémar mit düsterer Stimme.

„Ja, mein Herr, ich sage Ihnen Wort für Wort, was ich gehört habe. Durch die Bauerfrau, die Mignot heißt, habe ich erfahren, daß diese das Kind erst seit der Rückkehr von Charléfia bei sich hat. Die Mutter besucht den kleinen Karl fast jeden Tag, ist aber immer allein ... darüber befragte ich sie am meisten. Nun wußte ich genug. Ich führe Sie nun nach St.

Maur. Ich hoffe, mein Herr, daß Sie sehen werden, was ich selbst gesehen habe, und sich überzeugen können, daß ich nicht log."

Mathilde schweigt nun, und Adhémar befragt sie nicht weiter; er scheint ganz in das, was er gehört hat, vertieft zu sein. Nach einigen Minuten beginnt Mathilde nochmals, sie sagt: „Jetzt, mein Herr, können Sie Ihre Leidenschaft für Madame Valmeran nicht mehr leugnen; die Entdeckung dieses Geheimnisses hätte sonst nicht einen so heftigen Eindruck auf Sie gemacht. Auch war gestern Ihre Eifersucht, Ihr Unwillen sichtbar genug, als Herr Monfignard sich so angelegentlich mit Charléfia unterhielt... Sie haben Monfignard beleidigt, wollten ihn fordern... in meiner Gegenwart ... es war eine Grausamkeit von Ihnen, denn Sie konnten wohl wissen, daß ich wie auf der Folter lag. Aber was liegt Ihnen daran! Sie achten nur immer auf die Letzte, die Sie lieben! Die Andern sind Ihnen nichts mehr! ... und ich ... ich ... um Ihretwillen verrathe ich die Freundin; was ich

heute thue, ist sehr schlecht, ich weiß es, aber da Charlésia nicht Zutrauen genug zu mir hatte, um mir ihre Geheimnisse zu entdecken, weshalb sollte ich sie also schonen? Sie hat mir Ihr Herz geraubt! Ach! ich verabscheue sie jetzt... Adhémar, Sie verbergen es nicht mehr, Sie lieben sie, nicht wahr?"

Mathilde drückt Adhémars Arm und scheint um Antwort zu bitten; aber dieser öffnet plötzlich die Wagenthüre, steckt den Kopf heraus und ruft: „Wir sind in St. Maur angekommen, Madame."

„Es ist gut, mein Herr, der Kutscher weiß, wo er anhalten soll. Ich hoffe, daß Sie mich nicht verrathen, daß Sie nicht mit Madame Valmeran sprechen werden..."

„Beruhigen Sie sich, Madame; es ist weder meine Absicht, diese Dame zu sprechen, noch sie bemerken zu lassen, daß ich ihren Handlungen nachforsche."

Der Wagen hält in einer kleinen abgelegenen Straße, wo der Kutscher warten soll.

Digitized by Google

Mathilde steigt heraus und nimmt Adhémars Arm, den er ihr nicht angeboten hatte. Sie stützt sich fest auf denselben und drückt ihn an sich; die Schwäche ihrer Gesundheit dient der Schwäche ihres Herzens zur Entschuldigung.

Nachdem sie einige Zeit auf Umwegen gegangen sind, zeigt Mathilde ihrem Gefährten von weitem ein kleines Häuschen, vor welchem ein Wagen hält, und sagt: „Dort ist es. Charlésia ist schon angekommen, es ist ihr Wagen. Sie wird wahrscheinlich, ihrer Gewohnheit gemäß, sich mit dem Kinde an dem Ufer der Marne ergehen. Kommen Sie hier auf diesen Fußweg."

Adhémar läßt sich führen, und sie kommen so bis an das Ufer des Flusses. Hier ist ein kleines Gebüsch; die Weiden stehen dicht beisammen und gestatten oft nur einige Schritte weit zu sehen. Von Zeit zu Zeit bleibt Mathilde stehen, blickt vorwärts, lauscht, aber verläßt den Arm ihres Gefährten nicht. Plötzlich bleibt sie stehen, und zwingt Adhémar einige Schritte rückwärts zu thun, indem sie ganz leise zu ihm

Digitized by Google

sagt: „Dort ist sie; dort an jener Weide sitzt sie. Glücklicherweise habe ich sie noch zeitig genug entdeckt, einige Schritte weiter, und sie hätte uns erblickt. Wir sind ganz nahe bei ihr, und sie kann uns nicht sehen.“

Adhémar zittert, eine Todtenblässe hat sein Gesicht bedeckt, denn er hat in der That Charléſia erblickt, die auf dem Rasen sitzt, mit einem kleinen Knaben auf ihrem Schooß. Mathilde hat die Veränderung in seinen Zügen bemerkt; sie erschrickt, sie drückt seine Hand und sagt ganz leise zu ihm: „Nun, fassen Sie Muth, fassen Sie Muth!...ich mußte auch welchen haben; Sie werden nicht mehr leiden, als ich!“

Charléſia hält den kleinen Knaben auf ihren Knieen. Von Zeit zu Zeit küßt sie ihn, fährt mit ihrer Hand durch seine Haare und scheint ihn mit Rührung zu betrachten.

Bald läßt sich auch des Kindes Stimme hören, und die im Gebüsch Versteckten verlieren nicht ein Wort von dem, was gesprochen wird:

„Liebe Mama, ich möchte einen Wagen ha-

Digitized by Google

ben mit einem Pferdchen, um meinen Hanswurst im Garten herumzufahren."

„Ich werde Dir einen mitbringen, mein liebes Kind; Du weißt wohl, daß ich Dir Alles gebe, was Du haben willst."

„Ja, Du bist recht gut."

„Und Du hast mich auch recht lieb?"

„O! ja, ja!"

Charlésia küßt von Neuem das Kind und sagt leise: „Der arme Kleine!" Dann bleibt sie ziemlich lange in Gedanken vertieft, die nicht erfreulich zu sein scheinen, wenn man nach den Thränen urtheilt, die langsam aus ihren Augen fallen. Endlich steht sie auf, nimmt das Kind bei der Hand und sagt zu ihm: „Komm, Karl, wir müssen zu der Mama Mignot zurückkehren."

Charlésia geht mit dem Kinde den Weg nach dem Häuschen zu; bald verliert man sie aus den Augen. Die zwei Personen, die sie beobachtet hatten, bleiben jedoch an ihrem Platze. Adhémar ist von dem, was er gesehen hat, ganz betroffen, er kann fast nicht von der Stelle.

Digitized by Google

Mathilde betrachtet ihn aufmerksam, und sucht zu errathen, was im Innern seines Herzens vorgeht.

„Nun, mein Herr, habe ich Sie betrogen?“ frägt Mathilde; „habe ich Madame Valmeran verleumdet? habe ich Ihnen bewiesen, was ich behauptete?“

„Sie haben mich nicht getäuscht,“ versetzt Adhémar, „es bleibt mir nun kein Zweifel mehr.“

„Madame Valmeran wird wahrscheinlich bald wieder nach Paris zurückkehren, wollen Sie zu der Bauerfrau gehen und sie über das Kind ausfragen?“

„Nein; o! es ist nicht nothwendig; ich weiß nun genug, wir können gehen.“

„So geben Sie mir den Arm, denn ich bin noch so sehr schwach. Mein Gott! Sie zittern; was fehlt Ihnen denn?“

„Nichts, Madame, es wird bald vorüber sein.“

„Was Sie gesehen haben, hat Ihnen so

wehe gethan! Wenn ich es gewußt hätte... Sie lieben also diese Frau so sehr? Adhémar, antworten Sie mir!"

„Ich kann Ihnen darauf nichts erwidern, Madame; ich kann allerdings nicht mehr leugnen, daß Verhältnisse zwischen Madame Valmeran und mir bestanden haben, aber ich kann Ihnen nicht sagen, welcher Art sie waren. Ich habe sehr unrecht gegen Sie gehandelt, Madame, ich weiß es, ich bin darüber betrübt; aber als ich Ihre Freundin bei Ihnen traf, war ich nicht Herr meiner selbst, und Ihre Eifersucht hat das Uebrige gethan."

„Das Unrecht... Adhémar, es hängt nur von Ihnen ab, daß ich es vergesse..."

Adhémar antwortet nichts, und er führt seine Gefährtin wieder nach dem Wagen. Er läßt Mathilden einsteigen und setzt sich neben sie. Der Kutscher ist auf seinen Sitz gestiegen, und der Wagen fährt fort. In diesem Augenblicke steckt Adhémar den Kopf zum Fenster hinaus und sieht einen Mann, ohngefähr fünfzig

Digitized by Google

Schritte entfernt an einen Baum gelehnt. Es schien ein Bettler zu sein und er hatte die Augen auf den Wagen und die Personen geheftet, die er enthielt.

„Er ist's," ruft Adhémar, „stets dieser Mann! oh! ich erkenne ihn wohl; immer dieser beleidigende Blick!"

„Welcher Mann?" frägt Mathilde mit Unruhe. „Wer ist es?"

„Ach! ich weiß es selbst nicht! ein Fremder, ein Wesen, das ich immerwährend auf meinem Wege finde. Heut aber soll er mir nicht ausweichen, ich muß ihn sprechen, ich werde ihn schon zwingen, sich zu erklären. Kutscher! Kutscher! halt!..."

„Wie? was wollen Sie machen? Sie wollen mich verlassen?..."

„Nein, ich komme wieder, fahren Sie immer; ich muß um jeden Preis wissen, wer dieser Mann ist; schon zu lange dauert dieses Ausspioniren, ich will demselben ein Ende machen."

Der Kutscher hat angehalten, Mathilde

will Adhémar nicht aussteigen lassen, er hört aber nicht auf sie, öffnet die Thür, steigt aus und läuft nach dem Ort, wo er den Fremden gesehen hat. Aber es ist vergebens, er findet ihn nicht wieder; er geht immer weiter, begegnet einem Mädchen, die Gras schneidet, und frägt diese, ob sie nicht einen Mann gesehen hat, den er ihr beschreibt.

„Ja, mein Herr," antwortet das junge Mädchen, „ich habe ihn gesehen, er ging sehr schnell nach Vincennes zu, dort in dem Walde ist er verschwunden"... Adhémar wendet sich dem Walde zu, indem er bei sich sagt: „Und sollte ich auch den ganzen Tag den Wald durchlaufen, ich muß diesen Mann wiederfinden."

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Aufenthalt in Havre. — Table d'hôte.

Adhémar läuft drei Stunden lang im Walde von Vincennes umher, ohne den zu treffen, den er sucht. Endlich durch die Müdigkeit überwunden, entschließt er sich nach Paris zurückzukehren.

Als Adhémar in seine Wohnung kommt, wirft er sich auf einen Stuhl, sieht sich um, und es scheint ihm einen Augenblick, als wäre Alles, was ihm begegnet, ein Traum. Diese neue Wohnung, an welche er nicht gewöhnt ist ... seine Fahrt nach St Maur ... was er dort gesehen

Digitized by Google

hat... der Verluſt ſeiner zwanzigtauſend Francs ... Alles das betäubt ihn, er glaubt zu träumen. Eine dumpfe Traurigkeit, eine gänzliche Muthloſigkeit bemächtigt ſich ſeiner, und nach einer Piſtole greifend, die ſich in ſeinem Sekretär befindet, ſagt er zu ſich ſelbſt: „Ich habe Alles verloren, Glück, Vermögen, Hoffnung... ſogar die Hoffnung, die mich ſonſt nie verlaſſen hatte... die Erinnerung an Charléſia, die mir in allen meinen Thorheiten folgte ... ich muß ſie auch aufgeben!... ich hoffte, ſie würde von der Freiheit, die ich ihr wieder gab, keinen Gebrauch machen ... ich habe mich getäuſcht. Alles iſt vorbei für mich... habe ich denn nicht das Recht, mich von meinem Leben zu befreien, was mir nur Kummer und Reue darbietet?..."

Er wirft einen langen Blick auf die Piſtole, die er in der Hand hält, aber nach einigen Minuten wirft er ſie bei Seite und ſagt: „Wenn ich Charléſia's Liebe verloren, mein Vermögen verſchwendet habe... wenn mir nichts

Digitized by Google

mehr bleibt, ist es am Ende denn nicht meine eigene Schuld? und ich sollte nicht den Muth haben, die Folgen meiner eignen Handlungen zu tragen? Nein, es ist eine Feigheit, sich das Leben zu nehmen. Nein, ich werde das Elend ertragen, was mehr Muth beweist, als eine Pistole loszuschießen. Und dann, kann man wohl in die Zukunft sehen? kann man wissen, was die Vorsehung bestimmt hat?... nun denn! wenn das Unglück mich auch verfolgt, ich will mit ihm kämpfen, will endlich Mann sein... ich habe wegen der Frauen viele Thorheiten begangen... sie allein waren meine Freude, so wie auch mein Kummer... der heutige ist freilich größer, als aller früheren, aber ich muß ihn zu ertragen wissen."

Adhémar ist mit seinem Entschluß zufrieden; alle seine Kraft ist wieder erwacht, und er denkt nun ernstlich an seine Lage, und an die Mittel, sich eine Zukunft zu bilden. Es bleiben ihm nun noch die zweitausend Francs vom Verkauf seiner eleganten Möbeln. Er sieht wohl ein,

Digitized by Google

daß er irgend ein Unterkommen ſuchen muß, ehe er ſein letztes Geld verzehrt hat. Er fühlt auch, daß er auf die Bälle, auf das Spiel, kurz auf alle Gelegenheiten Geld auszugeben, Verzicht leiſten muß; beſonders aber will er die Häuſer vermeiden, wo er Charléſia wiedertreffen könnte.

Da er aber nicht haben will, daß man den ſchlechten Zuſtand ſeiner Finanzen errathen ſoll, ſo will er die größte Sorge auf ſeinen Anzug verwenden. Er trägt noch immer neue Handſchuhe und lackirte Stiefeln, damit man ihn noch immer in einer glänzenden Lage glauben ſoll. Man ſieht, daß Adhémars Muth nicht groß genug iſt, ſeine Eigenliebe zu beherrſchen.

Einen ganzen Monat hindurch läuft Adhémar in Paris herum, um ein Unterkommen zu finden. Er zerbricht ſich den Kopf, was er wohl machen könne, aber an keinen ſeiner Freunde oder Bekannten aus der guten Geſellſchaft mag er ſich wenden; er hätte denſelben ja ſeine Lage aufdecken müſſen, und er wußte wohl, daß wenn er ſie nur einem Einzigen vertraut hätte und

wär's auch unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit geschehen, es eben so gut gewesen wäre, als wenn er es Allen gesagt hätte.

Anstatt nach dem Café de Paris oder zu Véfour speisen zu gehen, schleicht Adhémar sich jetzt verstohlen in die Häuser, wo man zu vierzig Sous speisen kann, wobei er noch Sorge trägt, diese Häuser in den entferntesten Vierteln der Stadt aufzusuchen, nur die unbedingt nöthige Zeit darin zu bleiben und sich in eine Ecke zu setzen, wo er am wenigsten gesehen werden konnte.

Als der Monat verflossen ist, hat Adhémar viele Gänge in Paris gemacht, ohne jedoch seinem Ziel näher gekommen zu sein. Es hält schwer eine Stelle zu finden, wenn man sich an Niemanden wenden will. Es vergehen abermals vierzehn Tage; da fällt ihm ein, als er wieder über seine Lage nachdenkt, daß ein Freund seiner Familie, ein reicher Kaufmann, ihm oft seine Dienste angeboten und ihn eingeladen hat, nach Havre zu kommen.

„Ich will Herrn Bonnefond aufsuchen,"

sagt er zu sich selbst; „Es ist ein guter Mann, der mir in seinem eignen Hause, oder in einem andern eine Stelle ausfindig machen wird; ich werde dann nicht mehr in Paris sein, was mir um so lieber ist. Sonderbar, daß diese Idee mir nicht früher einfiel!“

Zwei Stunden später hat Adhémar seinen Platz nach Havre bestellt, und als er wieder nach Hause kommt, packt er seinen Koffer und läßt den Tapezierer holen, von dem er seine Möbel gekauft hat, da er Paris schon am andern Tage verlassen will.

Der Tapezierer kommt; er verzieht das Gesicht, wie sein Kollege von der Chaussée d'Antin, als man ihm sagt, daß es sich um einen Rückkauf, statt Verkauf handelt. Er besieht sorgfältig Alles das, was er schon sehr gut kennt. Adhémar wird wieder unwillig, das Unglück hat sein Gemüth nicht verändert und er sagt: „Nun, mein Herr, was geben Sie für Alles dieses?...“

„Es ist sehr alt, sehr schlecht, sehr schadhaft,“ versetzte der Tapezierer den Kopf schüttelnd.

Digitized by Google

„Vor sechs Wochen, als ich das kaufte, sagten Sie mir, es sei noch sehr gut.“

„Ja, Sie haben in den sechs Wochen Ihre Möbels sehr viel gebraucht.“

Und er bietet neunzig Franken für das, was er für hundert Thaler verkauft hatte.

Adhémar willigte ein, während er zu sich sagt: „Wenn ich diese Art Handel so fortsetze, werde ich gewiß mein Vermögen nicht wiederbekommen! ich will hoffen, daß dies mein letztes Geschäft dieser Art sein wird.“

Am andern Tag war Adhémar auf dem Wege nach Havre. Als er in dieser Stadt ankommt, überlegt er, ob er auf der Stelle zu Herrn Bonnefond gehen, oder vorerst in ein Hôtel einkehren soll. Das Letzte scheint ihm das Beste.

„Es ist über ein Jahr her, daß ich diesen Herrn nicht mehr gesehen habe,“ sagte er bei sich selbst. „Grade in der Mittagsstunde bei ihm abzusteigen, wäre vielleicht unverschämt; ich ginge ohne Zögern, wenn ich nicht einen Dienst von

Digitized by Google

ihm begehrte ... aber das Unglück macht blöde ... ich will in's Hôtel gehen."

Ein Kommissionär bietet dem Reisenden an, ihn in ein Hôtel zu führen. Adhémar folgt seinem Führer. Dieser bringt ihn nach dem Hôtel de l'Europe, einem der besten in der Stadt, da er aus dem Anzuge Adhemar's schließt, daß dieses seiner Börse angemessen ist.

„Hier werde ich sehr theuer leben," sagt Adhémar zu sich selbst, „da ich aber nur kurze Zeit hier bleiben werde, kann ich mir das noch erlauben."

Man frägt Adhémar, ob er Table d'hôte speisen will; er bejaht dies, und er wird gebeten, sich in den Saal zu begeben, da soeben die Reisenden sich zu Tisch gesetzt haben.

Adhémar tritt in den Speisesaal; ohne sich genauer die ziemlich zahlreiche Gesellschaft anzusehen, nimmt er Platz. Ein kleiner Schrei gegenüber läßt ihn die Augen erheben und er sieht die ganze Familie Sublimé bei Tische sitzen.

Digitized by Google

Fräulein Idalie hatte den Schrei ausgestoßen, als sie Adhémar erkannte; sie stößt ihre Mutter an, diese ihren Mann, und dieser endlich seinen Sohn, welcher, in Begriff zu trinken, seinen Wein auf den Tisch vergießt und dabei schreit: „Der Vater ist schuld, der hat mich gestoßen ... Weßhalb stößt Du mich denn, Vater? ... geh! das ist recht dumm von Dir.“

Herr Sublimé antwortet nicht! er sieht starr auf eine Spieldose, die er vor sich auf den Tisch gestellt hat, damit sie die Bewunderung der Reisenden erwecken sollte. Aber bei Tische bewundern die Reisenden nur, was man ihnen aufträgt, und Herr Sublimé ist gezwungen, seine Musik ganz allein zu rühmen.

Als Adhémar diejenigen erkennt, die ihm gegenüber sitzen, grüßt er sie höflich, aber Fräulein Idalie wendet mit einer verächtlichen Miene das Gesicht ab; ihre Mutter thut, als erkenne sie ihn nicht, und der Vater, der schon angefangen hat, den Gruß zu erwiedern, erhält unter dem Tische

einen heftigen Knieſtoß, der ihm die Luſt benimmt, höflich zu ſein.

Unglücklicherweiſe hatte das kleine Wunder keinen Stoß mitbekommen und es ruft, ſobald es Adhémar erblickt: „Ei, da iſt ja Herr Marilly! Ah! guten Tag, Herr Marilly! Sie kommen alſo auch nach Havre? Wir kommen her, um die Seebäder zu benutzen, da meine Schweſter immer krank iſt, ſeitdem Sie ſie nicht heirathen wollten ... ah! ich weiß das Alles recht gut! ich bin ſehr ſchlau!"

Es iſt nicht leicht, die Wirkung zu beſchreiben, welche dieſe Rede des kleinen Herrn Eudore hervorbringt. Fräulein Idalie wird grün; Madame Sublimé zerreißt ihre Serviette mit den Zähnen, da ſie glaubt, ein Ribbchen dazwiſchen zu haben; Sublimé ſchlägt mit betroffener Miene die Augen auf den Teller, und der größte Theil der Reiſenden kann ſich nicht enthalten, ein ſchallendes Gelächter auszuſtoßen, das ziemlich lange anhält und in das Adhémar unwillkürlich mit einſtimmt.

Digitized by Google

Bald nimmt Madame Sublimé mit dem anmaßenden Tone, der ihr eigen iſt, das Wort, und ſagt: „Ich hoffe, die Geſellſchaft wird die Rede eines Kindes nicht ernſthaft nehmen.“

„O nein, man kann darin nichts Ernſthaftes finden,“ verſetzt ein junger Mann, der noch immer lacht.

„Wir kommen nur unſers Vergnügens wegen nach Havre,“ fährt Madame Soublimé fort, „der Anblick des Meeres erweitert die Einbildungskraft; ich werde dieſen Gegenſtand in meinem wiſſenſchaftlichen Werke, das ich in Arbeit habe, ausführlich beſprechen.“

Fräulein Idalie iſt unterdeß aufgeſtanden, indem ſie vorgiebt, unwohl zu ſein. Die Mutter ſteht ebenfalls auf und giebt ihrem Manne ein gebieteriſches Zeichen; dieſer leiſtet demſelben nur ſehr ungern Folge. Noch ſchwerer hält es, das kleine Wunder zum Aufſtehen zu bewegen; es fängt an zu ſchreien: es habe noch Hunger und wolle bis zum Nachtiſch bleiben. Der Knabe kann nur mit Gewalt aus dem Saal geſchleppt

oder vielmehr getragen werden. Auf dieſe Weiſe verſchwindet die Familie Sublimé, die nach dieſem Tage nicht mehr an der Mittagstafel erſcheint.

Nach Tiſche begiebt ſich Adhémar zu dem Kaufmann, in der feſten Ueberzeugung, daß ihn dieſer mit offenen Armen empfangen werde. Als er nach Herrn Bonnefond frägt, antwortet man ihm, daß der Herr Bonnefond, der 20 Jahre lang in Havre gewohnt hat, ſich nach der Inſel Bourbon zurückgezogen, wo derſelbe große Güter angekauft habe, die er ſelbſt bewirthſchaften wolle; ſeit neun Monaten ſei er bereits fort...

„Das nenne ich doch Unglück!“ ſagt Adhémar zu ſich, in ſeinen Gaſthof zurückkehrend. „Der einzige Freund, auf den ich rechnen konnte ... die einzige Perſon, der ich meine Lage anvertrauen konnte, ohne vor ihr zu erröthen, und die mir vielleicht den Weg zu Vermögen wieder geöffnet hätte, iſt abgereiſt ... nach der Inſel Bourbon! Jetzt kenne ich Niemanden mehr in Havre ... Was ſoll ich thun? ... Aber ich wollte ja

alles Ungemach, alle Widerwärtigkeiten muthig ertragen! Da ich einmal hier bin, will ich auch hier bleiben; vielleicht finde ich hier eher ein Unterkommen, als in Paris.“

Und Adhémar entschließt sich zugleich, in dem schönen Gasthofe zu bleiben, in dem er abgestiegen war, und die begonnene Lebensweise fortzusetzen; denn die Familie Sublimé ist noch in Havre und gebraucht die Seebäder; er fürchtet, sie könne seine Lage errathen, wenn er sich mehr einschränke, und grade den Sublimé's will er sich vor allen Andern verbergen, weil diese alle Bekannte in Paris davon in Kenntniß setzen würden. Deßhalb auch besucht Adhémar das Theater und die Conzerte, wo er Fräulein Idalie und deren Familie trifft, wobei er jedoch den Schein nimmt, als kenne er sie nicht.

Adhémar geht nun täglich an's Meeresufer spazieren, anstatt ein Unterkommen zu suchen; das majestätische Schauspiel, dessen man sich vom Hafendamme aus erfreut, erhebt die Seele zu Betrachtungen. Adhémar stellt deren sehr oft und

Digitized by Google

ſehr weiſe an. Er ſagt zu ſich: „Ich hatte ſechstauſend Franken Renten. Es iſt ein mäßiges, aber anſtändiges Einkommen; ich hatte eine ſehr reiche Frau geheirathet... aber ich lebe von ihr getrennt... Sie wollte mir die Hälfte ihres Vermögens abtreten... ich ſchlug es aus, und ich konnte nicht anders, denn ich hatte ſie und nicht ihr Gold geheirathet. Um mich zu tröſten, zu zerſtreuen, auch aus Eitelkeit lebte ich lange, als ob ich reich wäre! Jetzt beſitze ich nur noch einige hundert Franken; wenn ich wenigſtens noch mit irgend einem Talent begabt, wenn ich Maler... Dichter... Muſiker wäre, dann würde ich in mir ſelbſt Hilfsquellen finden! Ein Künſtler mag immerhin Thorheiten begehen, ſein Talent bleibt ihm doch wenigſtens; er kann es nicht wie ſein Vermögen vergeuden; es iſt ein treuer Freund, der uns nicht verläßt. Aber mir geht jedes Talent ab, und ich habe Alles verſchwendet! ich bin alſo thörichter als Andre!“

Adhémar hat ſchon einen ganzen Monat hindurch ſeine Spaziergänge am Ufer des Meeres

Digitized by Google

und seine Betrachtungen fortgesetzt, als er eines Morgens ein schönes Schiff erblickt, das man befrachtet. Alles kündet an, daß es bald unter Segel gehen wird. Ein Matrose kommt vom Schiff und geht an Adhémar vorüber, der ihn anredet: „Wohin geht das Schiff?"

„Nach Bourbon; in acht Tagen geht's fort, wenn der Wind nicht umschlägt."

„Bourbon!" sagt Adhémar zu sich, dorthin ist Herr Bonnefond gereist; wenn ich diesen alten Freund meiner Familie aufsuchte, wenn ich nach der Insel Bourbon ginge! Dort das Schiff könnte mich mitnehmen; ich würde Paris vergessen und mir dort leichter ein Vermögen erwerben, als in Frankreich."

Die Idee, Frankreich zu verlassen, lockt Adhémar nicht sehr; aber je mehr er es überlegt, desto mehr findet er, daß er in seiner Lage doch am besten thue, Herrn Bonnefond auf Bourbon aufzusuchen.

Den andern Tag sucht er den Kapitain die-

Digitized by Google

ſes Schiffes auf und frägt ihn, wie viel er für die Ueberfahrt nach Bourbon verlange?

„Haben Sie viel Gepäck?“ frägt der Kapitain.

„Nichts als den Reiſekoffer mit meinen Sachen.“

„Dann zahlen Sie zwölfhundert Franken, einſchließlich der Koſt; es ſoll Ihnen an nichts fehlen. Ueberlegen Sie es ſich. In vier Tagen können Sie mir Antwort ſagen.“

Adhémar kehrt nach dem Hafendamm zurück, und ſagt zu ſich: „Zwölfhundert Franken; ich hatte zweitauſend. Seit ich hier bin, habe ich faſt vierhundert ausgegeben. Es bleiben mir alſo dann noch bei meiner Ankunft in Bourbon etwa vierhundert Franken. Das reicht hin für ein Land, in das ich gehe, um Geld zu gewinnen und nicht auszugeben. Nun abgemacht, ich reiſe. Man wird mich in Paris ſchnell vergeſſen! vielleicht denkt man ſchon nicht mehr an mich.“

Obgleich Adhémars Entſchluß gefaßt iſt, ſo beeilt er ſich doch nicht, dem Kapitain denſel-

Digitized by Google

den mitzutheilen; er läßt erſt die vier Tage verfließen, aber nun erinnert er ſich, daß er keine Zeit mehr zu verlieren hat, wenn er unter die Zahl der Reiſenden aufgenommen werden will. Er begiebt ſich mit den Worten auf den Weg: Der Würfel iſt gefallen! den Platz beſtellt!

Als Adhémar ſich dem Ufer des Meeres nähert, erblickt er zwei junge Damen, die an ihrem graziöſen und gefallſüchtigen Anzuge und Weſen leicht für Pariſerinnen zu erkennen ſind. Er ſieht ſie genauer an, und iſt nicht wenig überraſcht, in Havre die beiden Loretten aus der Straße von Navarin, die hübſche Monore und Madame Polatinskiskoff wiederzuſehen.

Die beiden Damen erkennen Adhémar ebenfalls, ſie kommen lachend mit den Worten auf ihn zugelaufen: „Ah, Herr Dings! . . . unſer ehemaliger Nachbar in Paris . . . Herr Adhémar . . . da iſt mir Ihr Name eingefallen.“

„Ich bin es, meine Damen; ich dachte nicht

das Vergnügen zu haben, Sie in Havre wiederzusehen.“

„Ah! ein Einfall von uns hat uns hergebracht. Nonore und ich, wir brannten vor Lust, das Meer zu sehen... Herr Ribobiche machte eine Reise nach Belgien; ich benutzte das. Nonore ist mit ihrem Freunde gespannt, darum begleitete sie mich. Wir sind seit gestern hier, wohnen bei Frascati; wir baden im Meer! vor Allem aber amusiren wir uns. O! wenn Sie wüßten, wie viel Austern wir schon seit gestern verzehrt haben! es ist erschrecklich!... Aber ja so, wir sollten mit Ihnen gar nicht sprechen, denn Sie haben sich gegen uns sehr schlecht benommen, besonders gegen mich...“

„Was habe ich denn gethan, Madame?“

„Ah, Sie erinnern sich nicht mehr, wie Sie unmittelbar vor dem Nachteſſen verschwunden waren. Wir warteten so lange auf Sie. Und die arme Azéma! die war angeführt!“

Adhémar versucht es, sich zu entschuldigen; Nonore unterbricht ihn mit den Worten: „Ah!

wir wiſſen Alles genau, wegen Madame Folicourt liefen Sie fort.“

„Madame Folicourt?“

„Ja, ja, die Italienerin, Sie kennen ſie; Sie wollten nicht mit ihr und Azéma zuſammen ſein. Sie iſt jetzt krank und ſeitdem von aller Hülfe entblößt. In den zwei Monaten iſt ſie gewiß um zehn Jahre gealtert! Vier Tage vor unſerer Abreiſe beſuchte ich ſie; ſie hatte nicht einmal ſo viel, um ſich die Arznei zu kaufen, die ihr der Arzt verordnete. Ich borgte ihr zehn Franken, die bekomme ich nie wieder, ich habe ſie auch aufgegeben. Wir wollen uns auf dem Hafendamme etwas ergehen. Kommen Sie etwas mit uns, Herr Adhémar? Sie ſuchen uns Muſcheln.“

Seit einigen Augenblicken iſt der junge Mann in tiefes Nachdenken verſunken; Madame Polatinskiskoff wiederholt ihren Vorſchlag, und er antwortet endlich: „Ich danke Ihnen, meine Damen, ich kann das Vergnügen nicht haben; ich kehre auf der Stelle nach Paris zurück.“

Digitized by Google

„Was! Sie wollen abreisen? Ah, wie Schade! Warten Sie doch nur noch zwei Tage, dann reisen wir mit Ihnen.“

„Ich kann nicht, ein wichtiges Geschäft... ich muß heute noch fort... Ach, wollten Sie mir wohl Pepita's, ich wollte sage die Wohnung der Madame Folicourt angeben?“

„Sie wollen jetzt, da sie krank ist, zu ihr? Ah! das ist hübsch, Sie sind besser als die Andern. Madame Folicourt wohnt jetzt in der Vorstadt St. Martin, ich weiß die Nummer nicht, aber es ist beinahe St. Laurent gegenüber, ein ziemlich häßliches, schmutziges, schwarzes Haus.“

„Ich danke, ich werde es schon finden. Leben Sie wohl, meine Damen! es thut mir leid, Ihrer Gesellschaft mich nicht länger erfreuen zu können.“

„Adieu, Herr Adhémar, besuchen Sie uns in Paris, wir wollen Ihnen dann Muscheln geben.“

Die beiden Loretten entfernen sich lachend

Digitized by Google

und hüpfend, sich ganz der Lustigkeit ihres Charakters überlassend. Adhémar dagegen, anstatt nach dem Schiffe seine Schritte zu lenken, wie er Anfangs die Absicht gehabt hatte, kehrt nach seinem Gasthofe zurück, während er zu sich sagt: „Ich kann Pépita nicht ohne Hilfe lassen. Sie ist die Ursache aller meiner Leiden; indessen, so lange ich Geld habe, verlasse ich sie nicht. Anstatt nach Bourbon, will ich zurück nach Paris gehen; ich glaube nicht, daß ich dadurch wieder zu Vermögen komme, aber ich befrage zuerst mein Herz und dann meinen Eigennutz.“

An demselben Abend befand sich Adhémar auf dem Wege nach Paris.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Groſzmüthig und arm.

Als Adhémar in Paris ankommt, nimmt er einen Wagen und läßt ſich zuerſt mit ſeinen Sachen nach der Vorſtadt St. Martin, in die Gegend der Kirche St. Laurent bringen; er fährt im Schritt, betrachtet die Häuſer und entſchließt ſich endlich auszuſteigen und nach Madame Folicourt zu fragen.

Er iſt ſchon bei vier Pförtnern und zwei Obſthändlerinnen geweſen und hat keine genügende Antwort erhalten können.

Er giebt ſchon die Hoffnung auf, die Perſon zu finden, die er ſucht; er glaubt, Madame Pa=

Digitized by Google

latinskiskoff wird eine Vorstadt mit der andern verwechselt haben, und weiß nicht, was er thun soll, als er auf einem Stein an der Ecke eines düstern Gäßchens einen ziemlich schlecht gekleideten Mann erblickt, der ihn mit Aufmerksamkeit zu betrachten scheint.

Adhémar wird wider Willen von einer heftigen Gemüthsbewegung ergriffen, denn er erkennt den Unbekannten, den geheimnißvollen Menschen, den er im Walde von Vincennes so vergebens aufgesucht hatte. Diesmal kommt der Fremde aber auf ihn zu, anstatt ihn zu fliehen; er bezeichnet ihm mit dem Finger das Haus, vor dem er gesessen hatte, und sagt dabei mit kurzem Tone: „Diejenige, welche Sie suchen, wohnt dort."

„Woher wissen Sie, wen ich suche?" frägt Adhémar überrascht.

„Nicht wahr, Sie wollen Madame Folicourt... oder vielmehr Pépita sehen?"

„In der That; aber wer konnte Ihnen das sagen?"

Digitized by Google

„Sie finden sie in diesem Hause im zweiten Stock, die Thür rechts.“

Nach diesen Worten entfernt sich der Unbekannte, und Adhémar bleibt so erstaunt über das, was er so eben hörte, daß er nicht daran denkt, diesem geheimnißvollen Menschen zu folgen und ihn weiter auszufragen.

Sobald aber der erste Moment der Ueberraschung vorüber ist, ärgert sich Adhémar, den Unbekannten nicht zurückgehalten zu haben. Er sucht ihn mit den Augen, aber nirgends ihn erblickend, entschließt er sich, in das ihm bezeichnete Haus einzutreten. Er findet eine schmutzige Treppe, gelangt in den zweiten Stock und klopft an die Thür rechts.

Ein altes Weib, das nach Branntwein und Tabak riecht, öffnet die Thür, blickt den jungen Mann mit erstaunter Miene an und schreit: „Ei! ich glaubte, der Arzt käme, der bleibt lange aus! wahrhaftig, der beeilt sich nicht!“

„Wohnt hier Madame Folicourt?“ frägt Adhémar die Alte.

Digitized by Google

„Ja, mein Herr, eine hübsche kleine Frau. Schade, daß sie sich einer schlechten Gesundheit erfreut!“

„Ist sie zu Hause? kann man sie sehen?“

„Ob sie zu Hause ist? ich glaub's wohl! Kann sie denn ausgehen? Keinen Funken Kraft hat sie mehr!“

Adhémar sagt zu der Krankenwärterin: „Ich wünschte Madame Folicourt einen Augenblick zu sprechen...“

„Ich verstehe wohl, ich verstehe! Aber, hören Sie, ich will Ihnen etwas sagen; wenn Sie vielleicht Geld haben wollen, für irgend etwas Geliefertes, das sage ich Ihnen vorher, sie hat nicht einen Sous... Vorgestern haben wir ihren guten Shawl verkauft, ein herrlicher Shawl, meiner Treu! Ich habe fünfzig Franken dafür bekommen, indeß das Geld geht gar schnell fort. Die liebe Dame hat Einfälle, Gelüste, das kommt von ihrer Brust; sie wollte frische Austern, da sagte ich: »Ich glaube nicht, daß sie Ihnen schaden, übrigens ich esse mit«... und dann...“

Digitized by Google

„Ich komme nicht nach Geld, liebe Frau, im Gegentheil; ſehen Sie doch zu, ob ich eintreten kann...“

„Oh! ſobald Sie kein Engländer ſind, werden Sie willkommen ſein. Wir nennen die Gläubiger Engländer; Sie werden mich fragen, weßhalb, ich kann es Ihnen nicht ſagen. Aber Sie wiſſen, im Geſpräch gebraucht man ſolche Spitznamen.“

„Ah, ich bitte Sie...

„Ich gehe ſchon, ich gehe ſchon.“

Die Wärterin entſchließt ſich endlich, in eine Stube im Hintergrunde zu gehen. Adhémar bleibt in der, die als Vorzimmer dient und von Möbeln ganz entblößt iſt.

„Welches Elend!“ ſagt Adhémar, „und noch dazu krank! Dahin führt alſo die Vergnügungsſucht, die Gefallſucht, die Unbeſtändigkeit, die Sorgloſigkeit, die nur an die Gegenwart, nie an die Zukunft denkt! Mein Gott! ich könnte dieſe Betrachtungen wohl auch auf mich anwenden.“

Digitized by Google

Frau Lichor kommt mit einer Miene zurück, von der sie glaubt, daß dieselbe graziös sei und sagt: „Sie können eintreten, mein Herr, die Dame ist ganz sichtbar, Ihnen zu dienen.“

Adhémar läßt die Wärterin nicht weiter reden, er dringt in das benachbarte Zimmer, das wenigstens möblirt ist. Pépita sitzt auf einem Stuhl, die Füße auf einem Kissen. Obgleich schwach und leidend, war sie dennoch stets gefallsüchtig; die Haube, welche sie auf hatte, war recht nett, und ihre Haare hatte sie mit Sorgfalt gemacht.

Als die junge Italienerin Adhémar erblickt, erscheint sie nicht überrascht; sie empfängt ihn mit einem leichten Lächeln; er dagegen ist peinlich betroffen, als er sieht, wie sehr Pépita's Züge in so kurzer Zeit sich verändert haben.

„Ich hatte es errathen, daß Sie es wären,“ sagt die Kranke, Adhémar durch ein Zeichen einladend, sich zu setzen.

„Und was konnte Ihnen diesen Glauben einflößen?“

„Da alle meine Anbeter mich verlaſſen haben, wer, außer Ihnen, hätte denn kommen können? Wenn ich Ihre Wohnung gewußt hätte, würde ich Ihnen geſchrieben haben; aber der Pförtner in der Straße von Navarin hat aller Welt geſagt, Sie ſeien auf Reiſen.“

„Er hatte Recht, ich war nicht in Paris; ich komme in dieſem Moment erſt an. Ich erfuhr, daß Sie krank ſeien, und in Verlegenheit... Deßhalb komme ich.“

„Das wundert mich nicht von Ihnen, Sie waren immer ſo großmüthig. Sie kommen grade recht. Ich bin ganz von Geld entblößt, und noch dazu krank. Aber ich werde wieder geſund werden, ach! ich werde ſchnell geſund werden. Finden Sie mich ſehr verändert?“

„Man ſieht wohl, daß Sie der Pflege, der Schonung bedürfen, und beſonders eine ſtrenge Diät befolgen müſſen...“

„Diät! Sie ſind wie die Aerzte! Die verlangen, ich ſoll mich nicht rühren, Milch trinken! Wiſſen Sie denn nicht, daß gerade das mich töd-

Digitized by Google

tet?... weil es mich langweilt! O! ich langweile mich schrecklich, ich möchte ausgehen, auf Bälle; ich tanze so gern..."

Ein heftiger Husten hindert Pépita fortzufahren; sie kann sich davon nicht so schnell erholen. Adhémar nimmt aus seiner Brieftasche eine Banknote von fünfhundert Franken und legt sie mit den Worten vor sie: „Ich möchte Ihnen gern mehr geben; aber ich befinde mich selbst in keiner glänzenden Lage... Indessen lassen Sie sich nicht beunruhigen, ich wache über Sie."

„Wie! Sie sind nicht sehr reich? Ah! sonderbar, ich hielt Sie für einen Millionär. Nun, ich danke Ihnen. Ah! sagen Sie mir doch Ihre Adresse, damit ich zu Ihnen schicken kann... oder Ihnen danken kommen, wenn ich wieder hergestellt bin, was bald geschehen wird, wie ich hoffe."

„Ich empfange keinen Besuch, meine Adresse würde Ihnen nichts helfen; ich wiederhole Ihnen, ich werde über Sie wachen. Adieu, Pépita."

Adhémar erhebt sich und will sich entfer-

Digitized by Google

nen; die junge Frau hält ihn mit den Worten zurück: „Warten Sie... ich habe längst ein großes Geheimniß Ihnen zu entdecken..."

„Ein Geheimniß... das mich betrifft? Nun, sprechen Sie!"

Pépita streicht mit der Hand über ihre Stirn, überlegt einige Minuten und sagt dann: „Nein... ich will es Ihnen später sagen; es könnte Sie gegen mich einnehmen; später, wir haben Zeit..."

„Adieu also."

„Adieu. Sie besuchen mich doch wieder, nicht wahr? ich langweile mich so sehr."

Adhémar antwortet nicht, und verläßt das Zimmer. Als er die Thür öffnet, stößt er an Frau Lichor, die ihr Ohr an's Schlüsselloch gelehnt hatte, die aber sehr schnell tiefe Knixe macht und frägt: „Wie finden Sie unsre Kranke? sehr schwach, nicht wahr? Man verordnet ihr Milch, und sie will Truthahn mit Trüffeln; und ich bin in großer Verlegenheit! denken Sie sich an meinen Platz..."

Digitized by Google

Adhémar steckt ihr zehn Franken in die Hand und sagt: „Tragen Sie Sorge um sie, und vor Allem, geben Sie Acht, daß sie vernünftig ist.“

Als Frau Lichor die zehn Franken erhalten hat, macht sie eine Bewegung, als wolle sie dem jungen Mann um den Hals fallen; dieser aber weicht schnell aus, und sie ruft mit erweichter Stimme: „Ach, mein lieber Herr, ich will mit ganzer Seele für sie sorgen!“

Adhémar hält es nicht für nöthig, sich länger mit Frau Lichor zu unterhalten und er geht mit den Worten die Treppe hinunter: „Jetzt will ich an mich denken. Ich brauche eine Wohnung, aber Möbel will ich nicht mehr kaufen, denn ich mache zu schlechte Geschäfte damit, wenn ich sie wieder verkaufe. Bevor ich nach Italien reiste, kannte ich eine Schauspielerin, die in der Straße von Malta wohnte, in einem bescheidenen Hause; das sagt mir jetzt grade zu. Es ist Zeit, daß ich höchst sparsam lebe.“

Adhémar läßt sich nach diesem Hause fahren, wo man monatlich vierzig Franken Miethe

Digitized by Google

zahlt, und dies immer vierzehn Tage voraus thun muß. Man bringt ihn in eine kleine, ziemlich reinliche, und nicht ganz schlecht möblirte Stube. Zwar schließen die Schlösser der Möbel nicht zum besten, die Schubladen passen nicht gut, die Stühle sind nicht haltbar, die Schränke wollen sich nicht öffnen lassen, aber Adhémar hat sich entschlossen, Philosoph zu sein, und sich mit Allem zu begnügen.

In Folge dieses Entschlusses begnügt er sich auch statt der Mittagessen zu vierzig Sous, wie er vor seiner Reise nach Havre speiste, mit bescheidenen Mahlzeiten. Und da man in Paris zu allen Preisen Speiseanstalten findet, so entdeckt er bald eine Restauration, wo die Person nur zweiundzwanzig Sous zahlt. Es ist freilich ein weiter Weg bis dorthin, aber er hat ja nichts zu thun, und dieser Weg reizt seine Eßlust.

In der Hoffnung irgend ein Unterkommen zu finden, liest Adhémar täglich den Anzeiger; er notirt sich, wo man einen Handlungsdiener, einen Cassirer sucht, und begiebt sich den andern

Digitized by Google

Tag dorthin. Da Adhémars Anzug noch in ganz gutem Zustande sich befindet, und sein Benehmen eine feine, gesellige Bildung verräth, so wird er überall sehr gut empfangen, und man läßt ihn nicht lange warten, wie eine Menge armer Teufel, die ebenfalls ein Unterkommen suchen, deren Erscheinung aber nichts weniger als glänzend ist. Aber als Cassirer muß man Sicherheit leisten, als Commis mindestens sechs Monate ganz unentgeldlich dienen, vor allem Andern aber muß man die Gebühren für die verschaffte Stelle zahlen.

Adhémar entfernt sich mit den Worten: „Dieser Kerl ist ein Gauner; er verlangt von mir mehr als von jedem Andern, wahrscheinlich meines Anzuges wegen. Sicherheit kann ich nicht geben, und für einen Platz, der nichts einbringt, zu zahlen, dazu habe ich kein Lust." — Der elegante Anzug zieht auch bei dem Speisewirth die Aufmerksamkeit auf ihn. Die jungen Leute des Viertels zischeln sich in die Ohren, sobald sie seiner ansichtig werden; aber Adhémar beachtet

Digitized by Google

seine Nachbarn nicht; er ist gegen Jedermann höflich und oft giebt er noch aus alter Gewohnheit dem Kellner zehn Sous Trinkgeld, nachdem er für zweiundzwanzig Sous zu Mittag gespeist hat.

Die neue Lebensweise hat nicht alle Erinnerungen der Vergangenheit aus seinem Herzen verbannt. Wenn aber Charlésias Bildniß in ihm aufstieg, denn that er sein Möglichstes, um es zu entfernen; dann wünschte er sich Glück noch Niemandem begegnet zu sein, der ihn früher kannte, denn es hätte ihn in Verlegenheit gesetzt, wenn man gefragt hätte, warum er nicht mehr in Gesellschaften erscheine; und er war fest entschlossen, sie nicht mehr zu besuchen.

Eins Morgens erblickt Adhémar auf einem Spaziergange durch das Stadtviertel der Cité an der Mauer einen kleinen Zettel. Er nähert sich demselben und liest: „Bertrand, Gewürzhändler, verlangt sogleich Jemanden, der die doppelte Buchhaltung versteht; er bietet hundert

Digitized by Google

Franken des Monats, wenn man eine schöne Hand schreibt."

„Ein Gewürzhändler!" sagt Adhémar zu sich, „bei einem Gewürzkrämer sein! Aber ich brauche doch nicht im Laden Tüten zu drehen und Pfeffer zu wiegen. Hundert Franken monatlich ist jetzt viel für mich. Hochmuth wäre hier Dummheit, ich will gehen und mich Herrn Bertrand anbieten."

Adhémar sieht nach der Wohnung, sie ist in einer Nachbarstraße; er begiebt sich dorthin und erblickt bald den Laden des Herrn Bertrand. Er zögert noch einen Augenblick; endlich entschließt er sich und tritt herzhaft ein. Einige Köchinnen lassen sich Verschiedenes geben, während in einem andern Zimmer Leute in Jacken oder Blousen Brantwein oder Liqueur trinken.

Der junge elegante Mann stutzt einen Moment über die für ihn so neue Welt, in der er sich befindet, und die Stammkäufer des Gewürzkrämers betrachten ihn ihrerseits, wie ein neues Thier aus dem Jardin des Plantes.

Digitized by Google

„Ich wünsche Herrn Bertrand zu sprechen," sagt Adhémar mit deutlicher Stimme. Ein kleiner kugelrunder Mann, dessen Gesicht stets lacht, nähert sich, zieht seine Mütze und sagt: „Hier mein Herr, ich bin Bertrand."

„Ich wollte Sie wegen eines Geschäfts sprechen ... allein, mein Herr."

Der Gewürzkrämer scheint sehr neugierig auf das, was man ihm ohne Zeugen sagen will; er zeigt Adhémar eine Thür im Hintergrunde seines Magazins, und mit tiefen Bücklingen voran gehend sagt er: „Wenn Sie sich die Mühe nehmen wollen, mein Herr, mir zu folgen, wir werden ohne Zeugen sein ... hier ... geben Sie Acht, es ist eine Stufe hier."

Angekommen in dem kleinen Zimmer, das mit Tonnen von Farinzucker und Zuckerhüten überfüllt ist, begrüßt der Gewürzhändler Adhémar von Neuem und sagt: „Dies ist mein Zimmer. Es befinden sich Waaren darin, aber die befinden sich überall ... man hat so wenig Platz in Paris ... Könnte ich nun erfahren,

Digitized by Google

was mir die Ehre verschafft? Ich habe herrlichen Zucker zu neunzehn Sous ... und ..."

„Mein Herr," unterbricht Adhémar, „ich will Ihnen sogleich den Zweck meines Besuches mittheilen. Sie haben Zettel anschlagen lassen; Sie verlangen einen Buchhalter ..."

„Ja, meine Bücher sind wirklich teufelmäßig im Rückstande. Man hat hier keine Zeit zum Schreiben. Bis um Mitternacht Leute zu bedienen ... Meine Frau nimmt das Geld ein ... Ich muß überall sein."

„Mein Herr, ich schreibe eine gute Hand; ich erbiete mich zu Ihrem Buchhalter."

Der Kaufmann betrachtet Adhémar mit erstaunten Augen; dann bricht er plötzlich in ein schallendes Gelächter aus und schreit: „Ach! der Witz ist gut ... sehr gut!"

„Von welchem Witz reden Sie?"

„Nun, den Sie mit mir vorhaben ... einen Scherz, wenn Sie wollen! Oh! aber mich führt man so nicht an!"

Digitized by Google

„Ich scherze nicht, mein Herr; ich verstehe nicht, was Sie meinen!"

„Ach! sehr gut! ich begreife den Spaß, oh, ich begreife ihn . . Solche elegante, schöne Herrchen spotten gern der Krämer . . . das ist ihre Gewohnheit . . . Sie werden unter sich gesagt haben: „Welchen Streich spielen wir dem?..."

„Noch einmal, mein Herr, Sie sind im Irrthum, und..."

„Schon gut, schon gut! man sieht gleich, mit wem man zu thun hat. Ein Mensch von Ihrer Erscheinung bei mir arbeiten... Ha! ha!"

„Aber mein Herr, ich spreche ganz im Ernst mit Ihnen; ich wünsche Ihr Buchhalter zu werden."

„Lassen Sie das gut sein! Ein Stutzer mit zeisiggrünen Handschuhen, lakirten Stiefeln, einbalsamirt mit... was weiß ich!... Man kennt seine Leute, verstehen Sie wohl!... mein Buchhalter!... Sie haben gewettet, bei mir anzukommen... Ich lache gern, verstehen Sie, aber nicht auf meine Kosten, denn, wenn man

Digitized by Google

mich anführen will, kann ich mich auch erzürnen, wie jeder Andre!"

„Oh! Morbleu! Laſſen Sie es bleiben, wenn Sie mir nicht glauben wollen!..."

„Oh! ſehen Sie... der Herr iſt ſelbſt angeführt, da ich mich nicht anführen laſſe... Obgleich ich nur ein Krämer bin... verſtehen Sie... kann ich doch auch..."

Adhémar hört nicht mehr auf ihn; er entfernt ſich und bedauert, dieſen Gang gemacht zu haben, da der Gewürzhändler nicht glauben will, daß ein elegant gekleideter, junger Mann ebenfalls nöthig haben könnte, Geld zu verdienen. Er geht niedergeſchlagen nach Hauſe und ſagt zu ſich: „Dieſe Eleganz werde ich vielleicht nicht mehr lange unterhalten können. Man wird dann meine Armuth errathen... oh! dieſe Prüfung iſt am ſchwerſten zu ertragen!... Mein Gott, gieb mir Muth! Aber weßhalb ſoll ich mich im Voraus beugen laſſen? noch bin ich nicht ſo weit."

Eines Tages, als er eilig durch das Viertel

Digitized by Google

des Palais-Royal geht, ohne sich umzusehen, aus Furcht, einen Bekannten zu treffen, fühlt sich Adhemar von Jemandem beim Arm festgehalten und seine Hand gedrückt. Es ist Herr Dalbrun. Adhémar kann ein Gespräch nun nicht vermeiden. Von allen Bekannten ist ihm dieser noch der liebste, da derselbe sich durch einen hellen Geist und gute Eigenschaften Achtung und Vertrauen erwirbt, wenn er auch nicht den Beifall und die Bewunderung der Menge hervorruft.

„Was ist denn aus Ihnen geworden, lieber Herr Marilly?" sagt Dalbrun, Adhémar mit Theilnahme betrachtend. „Man sieht Sie schon so lange nicht mehr in Gesellschaften ... Sie thun unrecht, uns so zu verlassen ... Jeder beklagt es."

„Ich danke Ihnen, Herr Dalbrun; ja, ich glaube, daß einige Personen ... wie Sie, sich manchmal meiner erinnern mögen! aber der größte Theil vermißt mich gewiß nicht, wenn ich von der Scene verschwinde. — Die große Welt ist wie eine Laterna magica; von Zeit zu

Zeit muß man die Gläser erneuen ... man will nicht immer das Alte sehen!"

„Sind Sie menschenscheu geworden? Sie, so lustig, so liebenswürdig!"

„Nein, ich bin nicht menschenscheu, aber Gründe, die ich Ihnen nicht mittheilen kann, hindern mich, diejenigen Gesellschaften zu besuchen, in denen ich früher erschien."

„Ich will nicht aufdringlich erscheinen und nach den Gründen forschen; aber erlauben Sie mir, Ihnen zu versichern, daß Alle Sie bedauern, wenigstens alle Personen, deren Freundschaft Ihnen werth sein kann."

Adhémar seufzt und stottert zögernd: „Und ... was giebt es Neues in der Gesellschaft?"

„Madame Bourdichon ist immer noch leidend, und von einer Niedergeschlagenheit, die sie nicht überwinden kann. Ihr Gatte liebt noch immer sein Partiechen. Madame Carcassonne ist stets die komische Schwätzerin. Die Familie Sublimé ist noch nicht geistreicher, als zu Ihrer Zeit, obgleich die Mutter lateinisch

Digitized by Google

ſpricht, und ſich mit einem Werk beſchäftigt, das man nie zu ſehen bekommen wird, wie wir hoffen wollen; ihre Tochter iſt noch nicht verheirathet."

„Und ... Madame Valmeran?"

„Sie kam ſeit einiger Zeit nicht zu ihrer Freundin ... Freundinnen veruneinigen ſich manchmal und es ſchien mir zwiſchen dieſen beiden Damen eine gewiſſe Kälte ſichtbar, indeſſen jetzt ſieht man wieder Madam Valmeran. Monfignard, der, wie Sie geſehen haben werden, dieſer Dame den Hof machen wollte, mußte ſehr bald an ſeinen Rückzug denken. Aus Aerger darüber flattert er nun um Fräulein Sublimé."

Adhémar findet ein geheimes Vergnügen über dieſe Nachricht; er kann ſich nicht enthalten, Dalbrun's Hand zu drücken, wie um ihm für das ſo eben Gehörte zu danken. Dieſer nimmt von ihm Abſchied, indem er ſeine Hoffnung auf ein baldiges Wiederſehen ausſpricht.

„Nein, Charléſia konnte Monfignard nicht lieben," ſagt Adhémar in ſeine beſcheidene Wohnung zurückkehrend; „ich hatte ſehr unrecht, auf

dieſen Herrn eiferſüchtig zu ſein. Aber ſie muß einen Andern getroffen haben, der ihr Herz gerührt hat; denn ſie hat ein Kind. Ich habe es mit meinen eignen Augen geſehen; ich habe dieſes Kind ſie Mutter rufen hören! Sonſt hätte ich es nicht geglaubt. Oh! ich werde mich wohl hüten, in die Welt zurückzukehren! ich hatte ſo viel Mühe, ſie zu vergeſſen! Ich kann auch nicht mehr leben wie früher. Ich weiß wohl, man kann ſeine Lage verbergen; aber was hilft es, gut gekleidet zu ſein, wenn man unglücklich iſt; wenn man für ſeine Vergnügungen kein Geld mehr ausgeben darf, dann iſt Heiterkeit nur eine Fratze und in Allem, was man zu euch ſagt, glaubt ihr eine Anſpielung zu hören, daß man eure Lage errathen habe. Die Welt iſt nur für die glücklichen Leute; wer dies nicht iſt, findet anſtatt Zerſtreuung nur Pein und Langeweile."

Schon zwei Monate lebt Adhémar auf die zuletzt angegebene Weiſe, und noch hat er keine Stelle gefunden. Müde des vielen Herumlaufens, bleibt er manchmal zu Hauſe. Dann iſt

Digitized by Google

seine Hauptbeschäftigung, seinen Kleidervorrath zu besehen, auszuklopfen und auszubürsten, kurz, sein Möglichstes zu thun, um ihn in dem guten Zustande zu erhalten, wie früher. Obgleich ihm diese Eleganz bereits mehrfach hinderlich war, ein Unterkommen zu finden, so kann er sich doch nicht entschließen, darauf Verzicht zu leisten.

Der Winter und mit ihm die Kälte war gekommen. Eines Morgens macht der Diener des Hauses bei Adhémar Feuer, dabei ruft er: „Ich verliere einen guten Miether... hier über Ihnen; er wohnt schon sehr lange in unserm Hause und dachte nicht daran, es zu verlassen. Da fällt ihm eine reiche Erbschaft zu; er hatte nie eine Ahnung davon. Zweimalhunderttausend Franken fallen ihm vom Himmel! das lasse ich mir doch gelten! Herr Blondin hat aber auch sogleich seine Stelle aufgegeben, und reist nach der Pikardie, wo er seine Güter übernimmt. Das heißt Glück!"

„Welche Stellung hatte dieser Herr?" frägt Adhémar.

Digitized by Google

„Er war in einem Handlungshause, oder bei einem Cassier ... er bekam fünfzehnhundert Franken. Aber zweimalhunderttausend Franken ist ganz etwas Anderes. Gestern bekam er die Nachricht von seinem Glück und heute ist er schon abgereist.“

„Wissen Sie, wo er angestellt war?“

„Gewiß, ich habe ihm oft Briefe von niedlichen Damen hingetragen, die nach ihm fragten. Herr Blondin war bei Herrn Desmatures..., einem kleinen Banquier ... in der Straße St. Louis am Eck der Straße St. Claude.“

Adhémar verlangt nicht mehr zu wissen; er zieht sich schnell an und begiebt sich zu Herrn Desmatures, dessen Wohnung er auch sogleich findet. Er frägt nach der Geschäftsstube desselben, wird nach dem zweiten Stock gewiesen und findet einen alten Commis, der seine Feder schneidet, und der ihm die Thür von dem Kabinet des Banquier zeigt.

Herr Desmatures ist ein Mann in den mittleren Jahren und von gutem Benehmen.

Digitized by Google

Adhémar setzt ihm den Zweck seines Besuches auseinander; er sagt ihm offen, wie er gehört habe, daß derselbe eines Dieners bedürfe; und der Wechsler antwortet ihm mit derselben Freimüthigkeit: „Meiner Treu, Sie scheinen mir ganz zuzusagen. Ich war wirklich in Verlegenheit; Herr Blondin hat mich so plötzlich verlassen, und ich kann einen Commis nicht entbehren, der mich vertritt, wenn ich ausgehe... was oft geschieht. Ich diskontire... keine großen, aber viele kleine Geschäfte. Setzen Sie sich an jenen Schreibtisch; sehen Sie diese Rechnungen nach. Ich will bald sehen, ob Sie diese Arbeit verstehen. Herr Blondin erhielt funfzehnhundert Franken; es würde auch zwischen uns dabei bleiben."

Adhemar setzt sich augenblicklich an einen kleinen Schreibtisch neben Herrn Desmatures, und er beeifert sich, fertig zu werden. Von Zeit zu Zeit sieht der Wechsler nach und ruft: „Gut, gut! O, das geht ja! Sie verstehen es herrlich! Ich sehe, wir passen zusammen."

Digitized by Google

Adhémar ist entzückt; er sagt leise zu sich: „Endlich habe ich eine Stelle, nicht bei einem Krämer; hier wird man es auch nicht unpassend finden, daß ich gut gekleidet gehe.“

Adhemar hat beinahe schon zwei Stunden im Kabinet des Herrn Desmatures gearbeitet, als eine Thür sich öffnet, welche in das Innere des Hauses führt, und eine junge Frau im Hauskleide tritt mit den Worten herein: „Nun! mein Freund, Sie kommen nicht zum Frühstück! es ist längst elf Uhr durch ... kommen Sie doch, Alles wird kalt.“

„Verzeihung, meine Liebe, ich komme schon,“ antwortet der Banquier, seinen Schreibtisch verlassend; „ich weihe meinen neuen Commis ein, der die Stelle des Herrn Blondin übernommen hat.“

Adhémar hatte sich umgewendet, sobald er die Stimme der jungen Dame vernahm; diese hat dasselbe gethan, und Beide sind überrascht, als sie sich erblicken. Emmeline — denn sie ist es, die in das Kabinet getreten ist — weiß ihre

Digitized by Google

Ueberraschung indessen zu verbergen, und nachdem sie eine leichte Verbeugung mit dem Kopfe gegen Adhémar gemacht hat, sagt sie: „Ah! der Herr ist in die Stelle des Herrn Blondin gekommen! Das hindert Sie doch nicht am Frühstücken, denn mich hungert sehr.“

„Da bin ich schon, meine liebe Freundin, da bin ich!“

Herr Desmatures giebt seinem neuen Commis noch einige Rechnungen abzuschreiben, dann folgt er der jungen Frau und läßt ihn allein im Kabinet.

„Emmeline hier!“ sagt Adhémar, der von dem Zusammentreffen noch ganz erregt ist. „Sie hat also ihren Réginald verlassen? Das wundert mich nicht, sie hegte den Wunsch dazu schon längst. Sie ist jetzt die Maitresse eines Andern, das ist wieder sehr natürlich. Aber die Weise, in der sie hier spricht, ihr Anzug, oder vielmehr ihr Nichtangezogensein ... sollte sie gänzlich bei meinem Banquier wohnen? Teufel! das

Digitized by Google

wäre mir sehr unlieb. Hoffentlich ist diese Dame ... nur auf kurze Zeit hier."

Nach einer halben Stunde kommt Herr Desmatures in sein Kabinet zurück; er giebt Adhémar neue Verhaltungsregeln, indem er sagt: „Ich muß ausgehen; vor drei Uhr werde ich nicht zurückkommen. Wenn Etwas vorfallen sollte, wo Sie nicht recht Bescheid wissen, dann rufen Sie nur meinen alten Commis ... oder fragen Sie die Madame; sie kennt das Geschäft ganz gut."

„Ich soll die Madame fragen?" sagt Adhémar zu sich, als der Banquier fort ist. „Hat er sie denn geheirathet? Es wäre möglich. Diese Art Frauenzimmer machen manchmal gute Partieen. Indessen in so kurzer Zeit! Vor noch nicht vier Monaten war sie noch bei Réginald ... Und ich werde ein Diener ihres Gatten sein!

Adhémar überlegt noch, als Emmeline in's Zimmer tritt.

Sie scheint zuerst etwas verlegen und geht im Kabinet hin und her. Endlich bleibt sie vor Adhé-

Digitized by Google

mar ſtehen und faſt mit einer Beſchützermiene ſagt ſie: „Wie, mein Herr, Sie haben die Stelle eines Commis angenommen? ich begreife das nicht ... ich hielt Sie für reich!“

„Sie irrten ſich, Madame; ich habe nichts mehr, und ich erröthe nicht, Beſchäftigung zu ſuchen.“

„Ah, wie ſonderbar! Wie unrichtig habe ich Sie beurtheilt! Und zu meinem Mann zu kommen! ...“

Emmeline geht wieder im Zimmer umher, dann ſagt ſie mit einer gezwungenen und faſt verächtlichen Miene: „Herr Adhémar, ich hoffe, Sie werden gänzlich vergeſſen, daß Sie mich gekannt haben. Sie ſehen ein, es wäre unſchicklich. Gewiß, da Sie eine Stelle nöthig haben, in Verlegenheit ſind... ich will Sie nicht wegſchicken ... aber wenn Sie einmal zu vertraut mit mir ſprächen, dann ... ich würde dann genöthigt ſein ...“

Adhémar erhebt ſich, nimmt ſeinen Hut, blickt ſtolz auf Emmeline und entgegnet ihr: „Ich bemitleide Sie! ... Sie werden nicht die

Mühe haben, mich wegzuſchicken, denn ich entferne mich auf der Stelle; ich mag nicht länger in einem Hauſe bleiben, wo ich Ihre verachtenden Mienen dulden ſollte. Wenn Sie mir durch Freundſchaft, durch Theilnahme bewieſen hätten, daß meine Lage Sie rührt, ich hätte gewiß ſorgſam die Beziehungen verborgen, die zwiſchen uns beſtanden haben. Aber da Sie mich im Unglück wiederfinden, glauben Sie das Recht zu haben, unverſchämt mit mir zu reden!... Ah! ich danke Ihnen, Madame, denn Sie lehren mich, die Zeit nicht zurückzuwünſchen, in der ich Sie kannte."

Emmeline erröthet; ſie ſchlägt die Augen nieder und ſtottert: „Aber, Herr Adhémar, ich wollte Sie nicht beleidigen... ich habe mich vielleicht ſchlecht ausgedrückt."

Adhémar hört nichts weiter; er geht ſchnell fort. Zu Hauſe angekommen, wirft er ſich auf einen Stuhl; er iſt tief gebeugt, denn man hat ihn ſo ſehr erniedrigt, und ſeine Augen füllen ſich mit Thränen. Einige Zeit hindurch bleibt er troſtlos; endlich beruhigt er ſich wieder etwas und

Digitized by Google

ſagt zu ſich: „Ich habe mir vorgenommen, Alles muthig zu ertragen. O! ich bedaure nicht Emmelinens Liebe! Ich habe niemals daran geglaubt! Warum hat mich ihr Benehmen ſo ergriffen? Kann man von ſolchen Weibern etwas Anderes erwarten, die nur in dem Maße lieben, als man ihnen Vergnügen verſchafft und Geſchenke macht? . . .“

Die Dienerin des Hauſes bringt Adhémar einen Brief mit folgenden Worten: „Man hat mir geſagt, daß es eilig ſei.“

„Wer hat es abgegeben?“ frägt Adhémar, den Brief betrachtend, der nicht durch die Poſt gekommen, der ſchlecht zuſammen gelegt und deſſen Adreſſe ſchlecht, ja kaum lesbar geſchrieben iſt.

„Ein Herr oder vielmehr ein Mann, denn er war nicht zum Beſten angezogen. Wenn ich ihm des Abends wieder begegnete, würde ich mich vor ihm fürchten, ſo verwildert ſieht er aus . . . Und eine Sprache . . . er kann kein Franzoſe ſein.“

Dieſes Bild erinnert Adhémar an ſeinen geheimnißvollen Unbekannten; er öffnet das Billet

und lieſt die mühſam gekritzelten Worte: „Sie vergeſſen Pépita; ſie iſt ſehr krank und hat kein Geld mehr; kann nicht einmal Holz kaufen.“

„Wirklich, es ſind zwei Monate verfloſſen, ſeit ich ihr das Geld brachte. Bei Sparſamkeit könnte ſie jetzt noch Geld haben ... aber ihre Krankheit ... die Wärterin ... Kurz, ſie leidet; ſie hat mich nur als Stütze, und ſo viel ich kann, will ich ſie nicht untergehen laſſen. Nun ... wie viel habe ich noch ... Seit zwei Monaten habe ich, die Wohnung mit einbegriffen, nur zweihundert funfzig Franken ausgegeben ... es bleiben mir alſo noch achthundert funfzig. O! ich kann noch großmüthig ſein. Schnell zu Pepita.“

Adhémar begiebt ſich auf den Weg, diesmal zu Fuß; denn er erlaubt ſich nicht mehr, einen Wagen zu nehmen. Als er ſich Pepita's Wohnung nähert, ſieht er ſich um, ob er nicht wieder den Unbekannten erblicken wird, den er für den Schreiber des erhaltenen Briefes hält; aber er wendet ſeine Augen vergebens nach allen Sei-

Digitized by Google

ten; er findet ihn nirgends, und nun entſchließt er ſich, zur Kranken hinauf zu gehen.

Frau Lichor öffnet wieder. Sobald ſie Adhémar erkennt, ſtößt ſie ein Freudengebrüll aus, klatſcht in die Hände, ſchlägt ſich auf die Schenkel und ſchreit: „Ah, da iſt unſer Retter! Endlich!... Vorgeſtern ſagte ich zur armen Kranken: wird unſer Retter nicht bald kommen? Schreiben Sie ihm doch, mein Kind, oder ſagen Sie mir, wo er ſteckt; ich packe mich auf und gehe zu ihm. Aber ſie ſagte, ſie wüßte Ihre Adreſſe nicht.“

„Es iſt wahr. Aber woher hat denn der Menſch ſie gewußt?“

„Welcher Menſch? Von wem ſprechen Sie?“

„Haben Sie nicht einen ziemlich ſchlecht gekleideten Mann kommen ſehen, in einer blauen Blouſe... mit einem ſchwarzen Bart... einem alten Hut, der ihm faſt die Augen verdeckt?“

„Nein... wir ſehen durchaus Niemanden als den Arzt; ſeit einiger Zeit kommt auch dieſer ſehr ſelten.“

Digitized by Google

„Und sie ist also kränker?"

„Ach! und wie! Sie ist so schwach, sie kann jetzt das Bett nicht mehr verlassen ... sie sieht zwar noch so ziemlich aus ... die Eßlust ist auch gut ... aber der Hund von Husten nimmt kein Ende mehr. Wenn ich bei der armen Dame bleibe, so geschieht das gewiß nicht aus Interesse, denn wir führen seit einiger Zeit sehr magere Kost."

„Ich weiß Ihnen dafür Dank, und werde schon mit Ihnen abrechnen."

Adhémar hält sich nicht länger bei der Wärterin auf, in der Voraussetzung, daß seine Erscheinung der Kranken angenehm sein wird. Er eilt in das andere Zimmer; Pépita liegt, obgleich blaß und sehr abgezehrt, dennoch mit Koketterie da, die Haare gut gemacht und in der Hand einen kleinen Spiegel, in den sie blickt.

Als sie ihres Besuchs ansichtig wird, belebt ein Lächeln von Glück die Gesichtszüge der Kranken; sie streckt Adhémar die Hand entgegen und flüstert mit schwacher Stimme: „Ah, endlich!

Digitized by Google

Sie haben lange auf ſich warten laſſen, ehe Sie wieder gekommen ſind ..."

„Ich mache mir deshalb Vorwürfe, da Sie meiner bedürfen. Aber ich dachte ... ich hoffte, die Summe, welche ich hier ließ, würde weiter reichen."

„Es iſt nicht meine Schuld! Der Arzt, die Wärterin haben Geld bekommen ... und dann habe ich ſo oft Luſt, etwas Gutes zu eſſen. Ich glaubte immer, das würde mir helfen; aber wenn man mir es bringt und ich habe es kaum gekoſtet, dann will ich nichts mehr davon!"

„Haben Sie mir ſchreiben laſſen?"

„Ich? Wie wäre das möglich? Ich wußte ja Ihre Adreſſe nicht. Man hat Ihnen alſo geſchrieben?"

„Ja, daß Sie meiner bedürften."

„Sonderbar! Wer konnte Ihnen denn ſchreiben?"

„Ich glaube es zu errathen. Haben Sie manchmal einen großen Mann in blauer Blouſe an Ihrer Thüre geſehen?"

Digitized by Google

„Nein, ich habe ihn nicht bemerkt.“

„Dieser Mensch kennt Sie, wie es scheint, denn als ich Ihre Wohnung aufsuchte, zeigte er sie mir.“

„Wer kann denn dieser Mensch sein? Wissen Sie nicht, wie er heißt? Mein Gott! der Gedanke an diesen Menschen macht mir Furcht, ich weiß nicht, weshalb.“

„Beruhigen Sie sich und lassen wir ihn sein! Wie befinden Sie sich jetzt?“

O! ziemlich wohl, ich leide nicht ... fast nicht ... es geht mir besser; wenn ich nicht so schwach wäre, könnte ich aufstehen.“

„Sie dürfen nicht aufstehen, müssen recht viel Sorgfalt auf sich verwenden, ein gutes Feuer in die Stube machen lassen, und nicht unruhig werden. Da sind fünfhundert Franken ... bezahlen Sie Ihre Wärterin, lassen Sie Holz kaufen, und gehen Sie sparsam mit dem Gelde um; ich bin unglücklicherweise nicht mehr reich. Ich werde nicht wieder so lange wegbleiben.“

Pépita drückt Adhémars Hand sanft;

einige Thränen benetzen ihre Augenwimpern und sie stottert: „Wie gut sind Sie! Wenn Sie erfahren, was ich gethan habe, werden Sie vielleicht bereuen, gegen mich so gut gewesen zu sein. Ich werde Ihnen Alles sagen, ja, ich werde Ihnen Alles gestehen, aber später, wenn ich gesund bin; jetzt fehlen mir die Kräfte dazu!“

Ein heftiger Husten hindert die Kranke, fortzufahren; sie konnte nicht viel sprechen, ohne einen solchen Anfall zu bekommen, der ihr Leben bedrohte. Die Wärterin kommt und bringt einen Löffel voll Medizin, aber diese stößt sie mit der Hand weg.

„Sie sehen!“ sagt Frau Lichor, „man ist nicht vernünftig, man will nicht die schöne Medizin, welche der Arzt verordnet hat. Wie soll man da gesund werden!“

Adhémar wartet, bis Pépita wieder ruhig geworden ist, dann nimmt er ihre Hand und sagt: „Beweisen Sie sich gegen die Verordnungen des Arztes folgsamer, vernünftiger, und vor Allem sprechen Sie gar nicht; denn das reizt

Digitized by Google

Ihren Huſten, und verlaſſen Sie ſich darauf, ich bleibe nicht mehr ſo lange weg. Adieu!... ſprechen Sie nicht."

Die Kranke drückt ihm die Hand und nickt ihm diesmal ziemlich traurig zu. Adhémar entfernt ſich. Frau Lichor begleitet ihn bis zur Treppe, jeden Augenblick wiederholend: „Ah! mein lieber, braver Herr! Verlaſſen Sie uns nur nicht! Denn Sie ſind unſer Retter! Und wenn ſie diesmal durchkommt, geſchieht es nur durch Ihre Hilfe!"

„Liebe Frau, ich werde thun, was ich irgend vermag; aber wachen Sie über ihre Ausgaben, denn ich fürchte, nicht mehr ſo viel thun zu können!"

Mit dieſen Worten entfernt ſich Adhémar. Zu Hauſe angekommen ſagt er: „So lange man Andern noch einen Dienſt leiſten kann, ſo lange iſt man noch nicht unglücklich."

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Die ökonomischen Mittagessen.

Etwa zehn Tage nach seinem letzten Besuch bei Pépita saß Adhémar bei seinem bescheidenen Speisewirth, seiner Gewohnheit gemäß in einem Winkel, wo man ihn nicht leicht bemerken konnte, da die Nebenplätze um ihn ebenfalls besetzt waren.

Mitten durch dieses unaufhörliche Geräusch, in einem Saal, in dem sich sechzig Personen zusammendrängen, mitten durch dieses beständige Summen, das die Gäste verursachen, durch die Bestellungen derselben, durch die Antworten der Kellner, durch das Klirren der Gabeln und Teller, durch die Bewegungen der Kinnladen, dringt eine

Digitized by Google

ſcharfe ſchneidende Stimme; ſie übertönt alle andern und man hört ſie über alle Leute weg rufen: „Kellner! Brot... Brot! Kellner, mir!... Beſorgen Sie mein Beefſteak à l'anglaise!... Viel Kartoffeln darum! Hören Sie? ich will auch Aal Matelote. Man darf mir nachher nicht ſagen: »es iſt ſchon weg!«... Brot! Kellner.“

Adhémar erbebt beim Ton dieſer Stimme, die ihm ſehr bekannt iſt; er neigt ſich noch tiefer über ſeinen Teller, um von ſeinem alten Nachbar nicht bemerkt zu werden. Es war in der That Herr Trouillade, der all' dieſes Geſchrei machte; ſeit ſeiner Ankunft hört man nur ihn im Saal, es verging keine Minute, ohne daß er nicht den Kellner rief, und jedesmal Brot verlangte; er wurde heftig, wenn man ihn nicht ſchnell bediente; kurz er machte Anforderungen, als ob er für zwanzig Franken ſpeiſe.

Adhémar hätte das Speiſezimmer gern auf der Stelle verlaſſen, aber er hätte an dem Tiſche vorbeigehen müſſen, an dem Trouillade ſitzt, und grade das wünſcht er zu vermeiden. Er

bleibt also in seinem Winkel, um seinen alten Nachbar zuerst fortzulassen.

Aber Trouillade ißt eine ungeheure Masse Brot und scheint noch lange nicht gehen zu wollen. Er hat in seine Suppe eine große Kruste Brot gebrockt, dann begiebt er sich mit vielen Vorbereitungen an sein Beefsteak, dann streitet er sich mit dem Kellner, der ihm die Matelote gebracht hat.

„Was soll das heißen?" schreit Trouillade, „das ist ja vom Karpfen! Glauben Sie, ich soll ersticken? Wenn man seinen Schatz in der Kehle sitzen hat, wagt man ihn nicht für Gräten! Ich will es vom Aal."

„Mein Herr, der ist schon weg!"

„Es ist erbärmlich! Ich hatte es bestellt. Man druckt nicht auf den Speisezettel: Aal matelote, wenn sie von Karpfen ist! Das heißt, die Gäste täuschen. Tragen Sie Ihre Gräten wieder fort, ich will keine."

„Was wünschen Sie dafür?"

„Ein Beefsteak mit unendlich vielen Kartoffeln."

Digitized by Google

Während Trouillade sein zweites Beefsteak verzehrt, durchliest er die Speisekarte, um das zu wählen, was sein drittes Gericht werden soll. Nach reiflicher Ueberlegung ruft er den Kellner.

„Haben Sie Steinbutte?"

„Ja, mein Herr."

„Ist sie frisch?"

„Ganz frisch..."

„Hm! ich will keine. Haben Sie Makaroni?"

„Ja, mein Herr; wollen Sie dieselben gebacken oder italienisch?"

„Hm!... Geben Sie mir ein Fricandeau à la Micorée... und Brot."

Bald darauf bringt der Kellner für Trouillade das dritte Gericht; dieser betrachtet es und schreit: „Was bringen Sie mir da?"

„Das verlangte Fricandeau."

„Das Fricandeau! Sie schämen sich nicht, dies Stückchen Fleisch ein Fricandeau zu nennen?... das ist ja nur ein einziger Bissen, und ist denn das à la Micorée?"

Digitized by Google

„Es ist mit Sauerampf, mein Herr; das Andre ist schon weg.“

„Sie führen die Leute nicht schlecht an, mir Fricandeau mit Sauerampf zu geben, wenn ich es à la Micorée verlange! Tragen Sie das wieder zurück und bringen Sie mir ein Beefsteak mit Kartoffeln, aber mehr Kartoffeln! Sie knausern sehr damit! In meinem Lande giebt man sie umsonst! Nun, was stehen Sie noch, Kellner?“

„Aber, mein Herr, wenn Jeder hier drei Beefsteaks verlangte, wie Sie, dann würden für die später Kommenden keine mehr bleiben.“

„Was geht das mich an? Ihre Einwendungen sind höchst unpassend; man bekommt hier zum Mittagessen Suppe, drei Speisen, die man selbst wählt, und Nachtisch; nun ich wähle drei Beefsteaks, das kann ich. Gehen Sie und bringen Sie mir Brot... es ist nach Belieben... So gehen Sie doch!“

Der Kellner entfernt sich, halb laut murmelnd: „Den Währwolf wollen wir uns merken; der soll keinen Platz mehr bekommen.“

Digitized by Google

Dieſer Streit zwiſchen Trouillade und dem Kellner hat viel Zeit weggenommen. Die Gäſte einer Speiſeanſtalt zu zweiundzwanzig Sous eſſen gewöhnlich raſch. Adhémars Nachbarn, die ihn bisher verdeckten, ſind nach und nach aufgeſtanden, und bald iſt der Raum, der ihn von Trouillade trennt, gänzlich leer. Nun bemerkt der Virtuoſe, der ſein Beefſteak verſchlingt, ſeinen alten Nachbar, von dem er durch mehrere Tafeln getrennt iſt.

„Eh! ich irre mich nicht!“ ſchreit Trouillade, „mein alter ehemaliger Nachbar dort! Ah! welch glückliches Zuſammentreffen. He!... Hm! Herr Marilly! Kellner, klopfen Sie doch einmal dem Herrn dort auf die Schulter; er hört nicht.“

Adhémar hörte jedoch ſehr gut, aber er hätte gern den Tauben geſpielt. Als er aber ſieht, daß er ſeinem Nachbar nicht mehr entkommen kann, entſchließt er ſich, aufzuſtehen und ihn mit einem Kopfnicken zu begrüßen, ohne Etwas zu ſagen; aber Trouillade ſcheint aufgelegt, das

Digitized by Google

Gespräch allein zu unterhalten, und da er von Adhémar ziemlich fern sitzt, so schreit er so stark, daß alle noch im Saal vorhandenen Personen genöthigt sind, mit anzuhören, was er sagt:

„Unser lieber Herr Marilly! Wie froh ich bin, Sie zu treffen! Sie essen also hier? Es ist etwas schlecht; nur die Beefsteaks gehen allenfalls an. Ich bin jetzt ledig; meine Frau ist mit Lycoris nach Bordeaux gereist; sie hat eine herrliche Stellung, sie spielt die ersten Liebhaberinnen. Bei ihrem Auftreten gefiel sie ungemein. Ich habe fünfzehntausend Franken ausgeschlagen, die man mir von Brüssel aus bot. Kellner, Brot! Ich liebe Belgien nicht; mein Land geht mir über Alles! Ich habe Zeit; nichts drängt mich ... Ich werde vielleicht eine Direktion übernehmen; dann spiele ich Alles, was mir gefällt. Der liebe Herr Marilly! ... Ich habe Sie ja seit einem gewissen Abend, wo ich als Figaro war, nicht mehr gesehen ... bei Madame Polatinskiskoff ... wo wir so gut zu Nacht aßen ... das heißt: Sie kamen nicht zu Tische. Azéma wollte

Sie holen; ſie ging hinunter, kam aber ganz wüthend wieder herauf... Sie wohnen wohl nicht mehr in der Navarinſtraße?"

Adhémar hat nicht die Kraft, mehr zu hören. Er ruft den Kellner, zahlt und geht eilig an Trouillade vorbei, dem er leicht einen Gruß zunickt; der Virtuos hat jetzt nicht Zeit, ihn aufzuhalten, denn er zankt ſich mit dem Kellner, von dem er ein viertes Beefſteak in Stelle ſeines Nachtiſches verlangt, was dieſer ihm nicht zugeſtehen will.

Adhémar iſt wüthend nach Hauſe gekommen; er ſchwört, an keinem öffentlichen Orte mehr ſpeiſen zu gehen, um ſich einem ähnlichen Begegnen nicht mehr auszuſetzen; er iſt entſchloſſen, auf ſeinem Zimmer zu eſſen und den andern Tag ſagt er zur Aufwärterin des Hauſes: „Kochen Sie vielleicht für einige Ihrer Miether?"

„Nein, mein Herr; man hat hier keine Zeit dazu. Und dann, ich verſtehe nur Omeletten zu backen, ich eſſe faſt täglich nichts Anderes."

„Können Sie nicht auch eine für mich backen?"

Digitized by Google

„O! gewiß, mein Herr, ganz leicht.“

„Gut! holen Sie mir ein Brot für drei Sous und machen Sie mir eine Omelette.“

Die Aufwärterin beſorgt dem jungen Manne ohne Zögern das Verlangte. Adhémar findet ſein Mittageſſen prächtig, und es koſtet ihm nur zehn Sous.

„Ah! ich habe vergeſſen, Ihnen Wein zu holen!“ ruft die Dienerin, als ſie ſieht, daß Adhémar ſich anſchickt, zu eſſen; dieſer aber entgegnet, er müſſe ſich des Weines enthalten, da ihm der Arzt verordnet hätte, nur Waſſer zu trinken.

Adhémar empfindet ein wahrhaftes Vergnügen, bloß Omelette zu eſſen. Der ſchlechten Küche zu zwei und zwanzig Sous überdrüſſig, ſchmeckt ihm die einfache Mahlzeit, die vor ihm ſteht, ſehr gut, und er ſagt zu ſich: „Dies iſt unendlich beſſer und geſünder, als die vergiftete Sudelküche der Speiſewirthſchaft, die ich beſuchte. Das Waſſer iſt dem Eſſig vorzuziehen, den man mir vorſetzte, und den man die Unverſchämtheit

hatte, Wein zu nennen. Ich gebe weit weniger aus, ich esse besser, und komme nicht in Gefahr, Jemandem zu begegnen, wie gestern! Das einzig Unangenehme ist nur, daß ich nicht eher daran gedacht habe, zu Hause zu essen."

Während seiner Mahlzeit hatte er den Tisch an's Fenster gestellt, das auf die Maltastraße ging; freilich eine ziemlich traurige Straße, aber er wohnte im dritten Stockwerk; man schwebte über den Bauhöfen und sah von da aus die hügligen Abhänge des Kirchhofes von Père Lachaise. Dieser Anblick hätte einen etwas melancholischen Geist traurig stimmen können, aber nicht Jeder hat die Schwäche Ludwigs XIV., der die Thürme von St. Denis nicht sehen wollte, und es giebt sogar Personen, denen der Anblick eines Kirchhofs nur Gedanken der Ruhe und des Friedens erweckt.

Adhémar nahm sich recht gemächlich Zeit bei seinem Mittagessen, denn er hatte gar keinen Grund, sich zu beeilen; ja er freute sich darüber, sich nicht mehr in einen Winkel drücken zu müs-

sen, und nirgends anders hinsehen zu können, als auf seinen Teller.

Zwei schwache Schläge an seine Thür überraschen ihn in seiner Lage. In der Meinung, es sei die Aufwärterin des Hauses, die sich erkundigen will, ob man mit ihrer Küche zufrieden ist, ruft er, ohne sich stören zu lassen: „Nur herein, der Schlüssel steckt.“

Die Thüre öffnet sich ohne Zögern, eine Dame tritt in die Stube und stellt sich vor den jungen Mann mit dem Ausruf: „Ich habe mich wirklich nicht getäuscht! er ist es!“

Adhémar weiß nicht, wie ihm geschieht, als er Azéma erkennt; er bleibt unbeweglich, auf der Gabel noch ein Stück Omelette. Die junge Künstlerin lacht laut auf, wirft sich auf einen Stuhl und ruft: „Ah! was für ein komisches Gesicht schneiden Sie da! So essen Sie doch weiter, ich hindere Sie ja nicht.“

Für Adhémar ist es sehr unangenehm, daß die junge Künstlerin ihn nur bei einer Omelette gefunden hat; da es aber kein Mittel giebt,

Digitized by Google

seine Mahlzeit zu verbergen, fährt er damit fort, und bemüht sich, eine lachende Miene anzunehmen; und um nur recht schnell fertig zu sein, stopft er ein ungeheures Stück auf einmal in den Mund.

„Wie! Sie sind es, Fräulein Azéma!"

„Ja, mein Herr; ich besuchte eine meiner Freundinnen in jenem Hause da unten bei dem Bauhofe. Als ich dort aus dem Fenster sah, fiel mein Blick auf das Ihrige. Ich glaubte Sie zu erkennen und sagte zu mir: »Das muß ich wissen!« Ich lief also schnell her, befragte den Pförtner, ob er einen gewissen Herrn Adhémar Marilly kenne; er beschrieb mir Ihr Zimmer, ich befolgte seine Weisung, und da bin ich. Aber so nehmen Sie doch nicht so große Stücke, Sie werden ein Unglück haben."

„Oh! ich... als ich nach Hause kam, hungerte mich sehr... ich bekam Lust zu einer Omelette... ich ließ mir eine machen... Es ist ein Einfall. Die Aufwärterin versteht sie recht gut zu backen. Aber ich bin fertig, mein Hunger ist

Digitized by Google

gestillt. Kommen Sie doch zum Feuer, mein Fräulein."

Adhémar verläßt den Tisch, legt Holz in den Kamin und bietet Azéma einen alten Lehnsessel beim Feuer an; diese nimmt denselben an, setzt die Füße auf die Brandruthen und sagt: „Sie erwarteten meinen Besuch wohl nicht? Wissen Sie, daß ich auf Sie recht böse sein sollte! Ich habe Sie seit jenem Abende bei Azurine nicht mehr wieder gesehen, wo Sie wie Selterwasser davonbrausten."

„Ich gestehe, mein Benehmen muß Ihnen etwas unhöflich vorgekommen sein. Ich bitte Sie, mich deßhalb zu entschuldigen. Aber als ich die Dame erblickte, die Fremde, die zu Anfang des Nachtessens erschien... ich wollte mit ihr nicht zusammentreffen. Ich ging weg und nicht auf mein Zimmer, weil ich vermuthete, man könne mich aufsuchen."

„Ich glaube wohl! Ich habe bei Ihnen Sturm geläutet; ich wollte dem Portier nicht glauben, der mir sagte, Sie wären fortgegangen.

Digitized by Google

Dieſe Dame muß Ihnen einen ſchrecklichen Streich geſpielt haben, daß Sie ſo die Flucht vor ihr nehmen! Ach! Sie kennen ſie alſo? Sonderbar, als ſie Ihren Namen hörte, ſagte ſie, Sie wären verheirathet!"

Adhémar erbebt, wendet den Blick ab und ſtottert: „Oh!... das hat ſie geſagt?"

„Ja. Nun und wenn Sie es wären, was weiter. Es giebt mehr als einen Mann, der nicht mit ſeiner Frau lebt. Aber ich ſpreche von Dingen, die mich nichts angehen; wiſſen Sie, ich bin wieder engagirt, ich gehe nach Lyon, das heißt, ich will! noch habe ich den Kontrakt nicht unterzeichnet; ich möchte gern in Paris bleiben. Aber was haben Sie denn ſeit ſo langer Zeit gemacht? Ich ging wieder zu Azurine, aber Sie waren ausgezogen; ich fragte nach Ihrer neuen Wohnung, aber der Pförtner ſagte, Sie wären verreiſt."

„In der That, ich war in Havre zwei Monate, und habe zwei Freundinnen von Ihnen dort getroffen, Madame Polatinskiskoff und

lette ohne Zeugen zu essen... Nun, sie wird nicht wiederkommen."

Obgleich Adhémar sich vorgenommen hat, Philosoph zu sein, so kann er doch eines traurigen Gefühls nicht Herr werden, wenn er bedenkt, daß seine unglückliche Lage die Personen von ihm entfernt, die ihm früher Zuneigung bewiesen, und er macht die Erfahrung, daß es sehr schwer ist, im Unglück die Gleichgiltigkeit derjenigen Personen zu ertragen, von denen man sich geliebt wähnte.

Dies Alles hindert den bescheidenen Miether nicht, in seinem Entschluß, zu Hause zu essen, zu beharren, und den andern Tag läßt er sich, wie am vorigen, eine Omelette bringen, und setzt sich mit den Worten zu Tische: „Ich wette, diesmal werde ich nicht gestört."

Aber er hat nicht die Hälfte seiner Omelette verzehrt, als er ein leises Klopfen an seiner Thür hört. Auch öffnet sich sogleich seine Thür und Azéma tritt ins Zimmer.

Adhémar empfindet abermals eine leb-

Digitized by Google

hafte Unzufriedenheit, in die sich jedoch ein gewisses Vergnügen mischt, da er Azéma wiederkommen sieht. Diese wartet nicht ab, bis er sie bittet, sich zu setzen; sie nimmt einen Stuhl und setzt sich neben ihn, wobei sie sagt: „Ich hatte Ihnen versprochen, daß ich wiederkommen würde ... da bin ich. Ich hoffe übrigens, Sie werden nicht daran gezweifelt haben, mich wiederzusehen."

Adhémar lächelt und streckt ihr die Hand entgegen, dann verschlingt er rasch seine Omelette, zwei Stücke auf einmal nehmend.

„Es scheint, ich komme immer zur Stunde des Mittagessens, oder vielmehr zur Omelette!" sagt Azéma lachend.

„Ja ... ja ... ich fand sie gestern so gut ... daß ... ich heute wirklich noch eine essen wollte."

„Sie thun wohl; aber essen Sie doch nicht so rasch. Hindere ich Sie im Essen? ich hoffe nicht; zwischen uns dürfen keine Förmlichkeiten beobachtet werden."

Digitized by Google

„O gewiß! aber ich sitze nie lange bei Tische.“

„Ich glaube es, besonders wenn . . .“

Azéma hält inne und wird bis hinter die Ohren roth, weil sie fühlt, daß sie bald wieder eine Dummheit gesagt hätte, obgleich sie gewiß nicht die Absicht gehabt hätte, über Adhémar zu spotten; aber die Personen, die rasch denken, begehen mitunter diesen Fehler, und man klagt dann ihr Herz und ihren Kopf an, während es nur Unbesonnenheit ist.

Adhémar hat sein Mittagsmahl schnell beendet, und nicht dazu getrunken, damit man nicht bemerke, daß er nur Wasser hat. Darauf besorgt er das Feuer im Kamin von Neuem und ladet Azéma ein, ihren gestrigen Platz einzunehmen. Die junge Künstlerin setzt sich wieder in ihren alten Lehnsessel, und will das Gespräch mit ihrer gewöhnlichen Lustigkeit wieder aufnehmen; aber trotz aller Anstrengungen sieht man, daß sie zerstreut ist, und weit weniger zu lachen vermag, als gestern. Sie scheint in Gedanken

Digitized by Google

verſunken. Von Zeit zu Zeit heftet ſie ihren Blick auf Adhémar, als ob ſie ihm etwas ſagen wollte und es nicht wagt, denn ſie hört auf zu ſprechen, ſenkt die Augen und ſcheint verlegen. Nun thut der junge Mann ſein Möglichſtes, um das Geſpräch zu beleben, und eben ſo vergnügt und luſtig zu erſcheinen, wie früher zur Zeit ſeiner guten Tage.

Nachdem auf dieſe Weiſe eine Stunde verfloſſen iſt, ſteht Azéma auf, wobei ſie ſagt: „Ich muß zum Theateragenten gehen, er erwartet mich jetzt; Adieu, Herr Adhémar, das heißt auf Wiederſehen, denn ich komme Sie wieder beſuchen, wenn Sie nichts dagegen haben, nicht wahr?“

„Nein, liebe Nachbarin, ich will ſagen Ex-Nachbarin; ich glaubte noch auf dem Boulevard zu wohnen...“

„Oh, ja, wo Sie mir Rebhühner gaben.“

„Sie erinnern ſich derſelben noch?“

„O ich habe ein gutes Gedächtniß. Ich

erinnere mich auch, daß wir zusammen frühstücken sollten und es bis jetzt noch nicht geschehen ist."

Adhémar lächelt und versetzt: „Wenn Sie mir das Vergnügen machen wollen, würde es mir sehr lieb sein."

„Nun, wir wollen sehen; wir haben Zeit, ich bin noch nicht nach Lyon abgereist. Auf Wiedersehen, Herr Adhémar."

Azéma entfernt sich, nachdem sie ihrem alten Nachbar zärtlich die Hand gedrückt hat; auch schien sie ihm noch immer etwas sagen zu wollen, wagt es jedoch nicht.

Sobald Azéma fort ist, nimmt sich Adhémar fest vor, zu einer andern Stunde zu Mittag zu essen, damit er nicht immer dabei betroffen wird. Dann sagt er zu sich: „Weshalb sollte ich mich übrigens vor Azéma schämen, die wahre Freundschaft mir bezeigt! Mag sie immerhin wissen, daß ich nicht mehr reich bin. Die Eitelkeit ist nur zu entschuldigen, wenn man mit dummen Leuten zu thun hat, denn diese lassen kein anderes Verdienst gelten, als das Geld!

Aber braucht man denn vor ſeinen Freunden zu erröthen, weil man nur eine Omelette als Mittageſſen hat und Waſſer trinkt?"

Deſſen ungeachtet beeilt ſich Adhémar am andern Tage ſeine Omelette ſchnell zu verſchlingen, ſobald ſich ſeine Thür öffnet. Es iſt abermals Azéma; diesmal tritt ſie ein, ohne anzuklopfen; ſie nähert ſich Adhémar. Dieſer ſtreckt ihr die Hand entgegen, ſie nimmt dieſelbe und will ihm guten Tag ſagen, aber da fällt ihr Blick auf die Reſte der Omelette; ſie bemüht ſich nun zu lächeln, doch Thränen erfüllen ihre Augen, ſie vermag nicht zu ſprechen, aber ſie ſchlingt ihren Arm um ſeinen Hals und küßt ihn wiederholt; das wiegt die beredteſten Worte auf.

Nachdem Adhémar dieſe zärtlichen Ergießungen erwiedert hat, ſagt er: „Ja, meine liebe Azéma, ja, ich bin arm, ich bin genöthigt, mich ganz einzuſchränken, aber ich erröthe vor Ihnen nicht, weil ich an Ihre Freundſchaft glaube. Und jetzt werde ich mir auch Zeit laſſen, meine

Digitized by Google

Omelette mit Muße zu verzehren ... ich werde es nicht mehr fürchten, daß Sie mich Waſſer trinken ſehen. Denn ich betrachtete Sie nicht mehr wie eine Fremde.

„Oh! ich ſah es wohl, ich hatte es errathen, ich wollte geſtern mit Ihnen davon ſprechen, und ich wagte es nicht; ich dachte, es könnte Sie vielleicht unwillig machen, wenn ich Sie zu beklagen ſchien. Mein Gott, iſt es denn Ihre Schuld, wenn Sie kein Geld haben? Und wenn es Ihre Schuld wäre, iſt das ein Grund, Sie deshalb nicht mehr zu lieben?"

Bei dieſen Worten drückt Azéma Adhémar's Hand; ſie küßt ihn, ſie bemüht ſich zu lächeln, aber ſie kann ihre Thränen noch immer nicht zurück halten.

„Meine liebe Freundin," ſagt Adhémar, „meine Lage iſt wohl nicht ſo unſicher als Sie vielleicht glauben; noch habe ich etwa hundert Thaler; Sie ſehen alſo, wenn ich wollte, könnte ich ſchon etwas Anderes eſſen, als blos Omelette. Aber iſt dies Geld ausgegeben, dann

Digitized by Google

habe ich nichts mehr, deshalb lebe ich so sparsam. Ich hoffe jedoch irgend ein Unterkommen ... eine Beschäftigung zu finden. Ich suche schon lange danach; einmal fand ich schon eine Stelle bei einem Banquier, und ich fühlte mich recht glücklich. Ein Umstand nöthigte mich sie aufzugeben, aber ich hoffe eine andre zu finden! Ich habe mir Muth eingesprochen, ich will nicht verzweifeln; ich sehe, ich hatte Recht, da mir in meinem Unglück noch eine Freundin bleibt."

„Ach! wie gut sprechen Sie da! Ja, ich bin Ihre Freundin und ich will Ihnen beweisen, daß es Frauen giebt, selbst am Theater, die uneigennützig zu lieben wissen; zuerst aber will ich frühstücken, oder besser, ich will mit Ihnen zu Mittag essen. Oh! ich habe mitgebracht, Sie erlauben, daß ich es dem Ihrigen hinzufüge."

Bei diesen Worten läuft Azéma nach der Thür und holt einen Korb, den sie neben derselben hingestellt hatte, als sie eintrat; sie nimmt eine Pastete, eine Bratwurst, ein kaltes Huhn und eine Flasche Champagner aus demselben. Ab-

Digitized by Google

hémar ſcheltet auf ſie; er iſt böſe, daß ſie ſo vielerlei mitgebracht hat; dann will er ausgehen, um ebenfalls Lebensmittel zu kaufen, aber Azéma hält ihn mit den Worten zurück: „Da erwacht ſchon wieder Ihre Eitelkeit! Wie, mein Herr, Sie werden böſe, daß ich mein Mittagbrod hergebracht habe... Und Sie ſagen, meine Freundſchaft tröſte Sie! ... Wenn Sie ſchmollen, gehe ich weg und komme nie mehr wieder; denn ich würde glauben, Sie ſind zu ſtolz, um mit mir ſpeiſen zu wollen.“

Als Antwort läßt Adhémar Azéma am Tiſche Platz nehmen, den er zum Feuer geſtellt hat; dann ſetzt er ſich neben ſie, und die ſo eben verzehrte Omelette hindert ihn nicht, der Mahlzeit Ehre anzuthun, und das Waſſer, das er ſeit drei Tagen getrunken hat, läßt ihn den Champagner nur noch beſſer finden. Kurz, ſeit langer Zeit hat er keine ſo angenehme Mahlzeit gehabt. So weiß das Unglück das kleinſte Gut zu ſchätzen.

Azéma iſt ſo froh, ſie zeigt ſich ſo luſtig,

Digitized by Google

so zärtlich, so glücklich, bei Adhémar zu sein. Die Mahlzeit dauerte schon lange. Azéma denkt endlich daran, sie zu endigen, sie nähert sich Adhémar mit bescheidener Miene und reicht ihm eine kleine Brieftasche, wobei sie sagt: „Lieber Freund, ich bin bei Kasse; ich habe gestern ein Engagement nach Lyon unterschrieben und habe Vorschuß erhalten; erlauben Sie mir Ihnen tausend Franken vorzuschießen; Sie werden sie mir in bessern Zeiten wiedergeben."

Adhémar schiebt die Brieftasche sanft zurück und antwortet: „Liebe Azéma, ich schätze diesen neuen Beweis Ihrer Freundschaft sehr, aber ich kann ihn nicht annehmen; ich habe noch Geld auf lange Zeit. Und dann wird der Himmel mir helfen. Ich bitte Sie, bestehen Sie nicht darauf, es würde mich erzürnen."

„Nun, wenn es so ist, so geh ich nicht eher nach Lyon, bis ich Ihre Lage gesichert weiß; bis ich eine Anstellung für Sie gefunden habe. Oh! Sie werden schon sehen, daß wenn die Frauen etwas übernehmen, es schneller geht, als bei den

Männern! ... ich soll in zehn Tagen abreisen, bis dahin müssen Sie ein Unterkommen haben."

Adhémar lacht über die Gewißheit, mit welcher Azéma ihm dies Versprechen leistet. Sieben Tage vergehen, während denen die junge Schauspielerin jeden Morgen ihren Freund besucht und ihm sagt: „Bleiben Sie ganz ruhig, ich bekomme gewiß eine Stelle für Sie."

Endlich am achten Tage kommt die Kleine ganz freudig gelaufen und sagt: „Herr Angély, ein Architekt, hat Jemanden nöthig, der ihm Kopien liefert, und der manchmal mit ihm zusammen in seinem Kabinet arbeitet. Er hat das ganze Jahr hindurch Arbeit, hier ist seine Adresse, gehen Sie zu ihm; er erwartet Sie. Ich komme auf den Abend wieder, um zu hören, ob Sie mit ihm einig sind."

Adhémar ist der erhaltenen Weisung gefolgt. Als Azéma des Abends ihn wieder besucht, eilt er ihr entgegen, umarmt sie und sagt: „Meine Zukunft ist gesichert, was ich nur Ihnen danke; Herr Angely hat mich sehr gut auf-

Digitized by Google

genommen; diese Arbeit hat er mir mitgegeben, und dann, wenn er dringende Geschäfte hat, arbeite ich bei ihm in seinem Kabinet. Ich werde ohngefähr hunderfünfzig Franken monatlich verdienen, was jetzt für mich ein Vermögen ist, da ich nicht mehr in Gesellschaften gehe ... und ökonomisch lebe; und dies Alles danke ich Ihnen."

„Nun kann ich also nach Lyon abreisen, ich werde wenigstens über Ihr Schicksal beruhigt sein."

„Reisen Sie bald ab, Azéma?"

„Morgen, mein Freund, morgen; ich hatte Ihnen nicht die Wahrheit gesagt, als ich zehn Tage Aufschub Ihnen angab; ich hatte nur sechs erhalten. Na! ich habe mir vier noch dazu genommen; ich reise mit der Post; ich werde wie ein Engel spielen; man wird entzückt sein, und Alles ist dann wieder gut."

„Dieser Abend ist also der letzte, den Sie mir schenken?"

„Mein Gott, ja."

Digitized by Google

Siebentes Kapitel.

Alles wird entdeckt.

Wir haben Mathilde lange aus den Augen gelassen, nämlich seit dem Tage, wo sie mit Adhémar nach St. Maur gefahren war, und dieser sie so plötzlich verlassen hatte, um seinem Unbekannten nachzulaufen, und dessen Spuren zu verfolgen.

Mathilde hatte einige Zeit mit dem Wagen gewartet, endlich aber mußte sie sich entschließen, allein nach Paris zurückzukehren. Sie setzte voraus, Adhémar werde sie ohne Zögern wieder aufsuchen; sie glaubte, dasjenige, was er in St. Maur gesehen hatte, würde ihn von Charlésia

Digitized by Google

gänzlich entfernen, und theils aus Unwillen, theils aus alter Freundschaft würde er sich wieder zu ihr wenden. Man hofft sehr lange, wenn man liebt! man hofft selbst dann noch, wenn man jede Hoffnung aufgegeben haben sollte.

Nachdem indessen Mathilde viele Tage hat verfließen sehen, ohne von Adhémar etwas zu hören, erlöschen ihre Hoffnungen. Da sie die Ungewißheit nicht länger ertragen kann, faßt sie den Entschluß, demjenigen zu schreiben, den sie noch immer liebt, und sie schickt natürlich den Brief nach der Navarinstraße. Einige Tage vergehen, sie erhält keine Antwort; da entschließt sie sich, selbst zu Adhémar zu gehen. Der Pförtner in der Navarinstraße sagt ihr, die Person, nach der sie frage, sei plötzlich auf Reisen gegangen. Mathilde kommt untröstlich zurück und ohne an die vorgebliche Reise Adhémar's zu glauben, denn sie sagt zu sich: „Um sich meinen Besuchen und Briefen zu entziehen, hat er dem Pförtner seine Adresse nicht geben wollen; er liebt

mich nicht allein nicht mehr, er will auch nicht einmal mehr etwas von mir hören."

Längere Zeit hindurch hatte Mathilde auch Madame Valmeran nicht mehr besucht. Diese war seit jenem Abend, wo Adhémar auf dem Punkte stand, den schönen Monfignard zu fordern, nicht mehr in Mathildens Gesellschaften erschienen.

Aber obgleich Mathilde Charléfia nicht mehr wie früher liebte, obgleich sie sogar einen gewissen Haß manchmal gegen sie fühlte, so that sie sich dennoch Gewalt an und ging wieder zu ihr. Es herrschte zwischen diesen beiden Frauen ein Gefühl, welches sie gegenseitig wechselsweise einander näherte und sie wieder von einander abstieß. Für Mathilde war es jedoch besonders ein Bedürfniß Charléfia zu sehen, denn nur bei ihr konnte sie von dem sprechen, an den sie unaufhörlich dachte; und dann, im Grunde ihres Herzens war sie sich ihres Unrechts bewußt, Adhémar nach St. Maur geführt zu haben.

Als nun Mathilde eines Tags zu

Charléſia kam, empfing ſie dieſe Anfangs kalt, indem ſie aber die tiefe Betrübniß ſah, in welche Jene verſunken war, konnte ſie ihren Groll nicht länger hegen; ſie wurde gut und theilnehmend gegen ihre Freundin wie früher.

„Er iſt verreiſt,“ ſagte Mathilde traurig, „er hat ſeine Wohnung aufgegeben; glauben Sie, daß er wirklich Paris verlaſſen habe?“

Charléſia lächelt betrübt und antwortet: „Es ſcheint, Sie hoffen von mir Nachrichten über ihn zu erhalten, aber ich weiß nicht mehr als Sie. Indeſſen, weßhalb ſollte er Paris verlaſſen haben? Er liebt die Vergnügungen, die Welt, die Verſchwendung.“

„Seit einiger Zeit kam er ſelten in unſre Geſellſchaften.“

„Das beweiſt noch nicht, daß er nicht wo anders hingeht.“

Mathilde ſchweigt und ſchlägt die Augen nieder.

Der Beſuch zieht ſich in die Länge; denn ſelbſt, nachdem die beiden alten Freundinnen nicht

Digitized by Google

mehr die frühere Aufrichtigkeit gegen einander hatten, so langweilten sie sich doch nie zusammen. Als Mathilde ging, sagte sie zu Charlésia: „Werden Sie jetzt wieder zu mir kommen?"

Charlésia entgegnet ihr: „Ja, da Sie mich wieder besucht haben, wollen Sie mich wohl auch wieder bei sich sehen."

Nun trennt man sich, wenn auch nicht grade mit Zeichen einer offenen Freundschaft, so doch mit dem Wunsche, sich oft zu sehen.

Charlésia hält Wort; sie kommt wieder zu Madame Bourdichon. Monfignard erneuerte seine Artigkeiten gegen die schöne Wittwe, doch wurden diese mit so viel Kälte aufgenommen, daß der schöne Dandy bald bemerkte, er verliere nur seine Zeit, und er entschloß sich daher, seine Seufzer wo anders zu verwenden.

In Gesellschaft sprach Mathilde nie von Adhémar, aber sie fand Mittel, das Gespräch auf solche Umstände zu leiten, welche die Andern an ihn erinnerten, und dann sprachen diese von ihm. Oft rief Herr Bourdichon: „An jenem

Digitized by Google

Tage! Herr Marilly aß bei uns," oder auch: „Wir befanden uns mit Adhémar im Theater, als wir dies Stück sahen!"

Dann pflegte gewöhnlich Jemand zu sagen: „Aber was ist denn aus Herrn Adhémar geworden? Man sieht ihn nicht mehr, man trifft ihn nirgends!"

„Ich begreife es nicht!" entgegnete dann Herr Bourdichon. „Ich sehe den jungen Mann so gern; ich habe ihm doch nichts zu Leide gethan ... ich sehe nicht ein, weßhalb er böse sein sollte. Nicht wahr, liebe Frau, wir haben Adhémar nichts gethan?"

Mathilde erröthete, sprach einige allgemeine Worte und ihr Mann fuhr dann fort: „Adhémar muß auf Reisen sein; er macht gewiß irgend eine Lustreise, sonst würde er uns besuchen."

Aber eines Abends, als Charlésia bei ihrer Freundin war, nähert sich Dalbrun, der eben angekommen ist, den Damen mit den Worten: „Ich habe heute eine Person gesehen, die

Digitized by Google

Sie, meine Damen, kennen; als ich durch das Palais Royal ging, traf ich Herrn Adhémar."

Bei dieſen Worten macht Mathildens Bläſſe einer lebhaften Röthe Platz und Charléſia hat ebenfalls Mühe, ihre Bewegung zu beherrſchen; aber man bemerkt die Verwirrung dieſer Damen nicht, da Herr Bourdichon augenblicklich ruft: „Wie! Adhémar iſt in Paris? Sie ſind davon überzeugt, Dalbrun?"

„Ich habe ihn ja dieſen Morgen geſprochen!"

„Nun, was macht er denn? warum ſieht man ihn nicht mehr?"

„Ich habe ihn ziemlich daſſelbe gefragt, ich habe ihm geſagt, daß die ganze Geſellſchaft ſich ſeinetwegen beunruhige, daß man ihn ſehr ungern vermiſſe."

„Und was antwortete er?"

„Worte, die nicht grade eine Antwort enthielten, aber dafür gelten mußten, weil man nicht weiter fragen konnte, ohne zudringlich zu erſcheinen. Kurz, ich weiß nicht, ob er krank geweſen iſt, aber er ſchien mir abgezehrt, verändert."

Digitized by Google

„Ich begreife das nicht, wenn ich Adhémars Adresse wüßte, ich würde bestimmt zu ihm gehen, um zu erfahren, ob er auf uns böse ist. Aber er wohnt nicht mehr in der Navarinstraße und man weiß seine neue Wohnung nicht."

Die Ankunft mehrerer Personen macht diesem Gespräch ein Ende; aber die, welche am meisten Theilnahme empfanden, hatten kein Wort davon verloren. — —

Mehr als zwei Monate sind verflossen, seitdem Mathilde und Charlésia durch Dalbrun Nachricht von Adhémar erhalten haben, aber seit dieser Zeit hat man nichts mehr von ihm gehört. Man denkt in den Gesellschaften fast nicht mehr an ihn; denn die Abwesenden sind bald vergessen. Nur die beiden Frauen machten eine Ausnahme; Mathilde sprach um so öfter von ihm, je weniger es in Gesellschaft geschah, und Charlésia war stets bereit, ihr zuzuhören.

Eines Abends saß Madame Valmeran bei ihrer Freundin. Eine zahlreiche Versammlung war zugegen. Die Thür öffnet sich und man

Digitized by Google

sieht die ganze Familie Sublimé eintreten. Seit der verfehlten Heirath waren Fräulein Idalie und ihre Familie nicht mehr bei Mathilden gewesen; man traf sich wohl an einem dritten Orte, aber man sprach sich nur mit Kälte, es mußte also ein außergewöhnlicher Umstand, irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß eingetreten sein, welches die Sublimé's zu Madame Bourdichon führte.

Die angekommene Familie strahlt förmlich vor Freude; die Tochter ist ausgelassen lustig, die Mutter trägt die Nase noch höher als gewöhnlich, und Dardanus spielt den Liebenswürdigen, indem er von Zeit zu Zeit eine kleine Dose aus seiner Tasche zieht.

Sobald Madame Sublimé glaubt, die Versammlung sei vollständig vorhanden, nimmt sie das Wort und sagt auf eine Weise, daß sie im ganzen Saal gehört werden kann: „Wir haben heute etwas in Erfahrung gebracht, das uns sehr in Erstaunen setzte, meine Tochter und mich; Erstaunen ist nicht grade das rechte Wort, denn

Digitized by Google

ich hegte ſchon immer einen heimlichen Verdacht über Herrn Adhémar Marilly's Lage."

Als die Geſellſchaft den Namen Adhémar ausſprechen hört, werden Alle auf Das aufmerkſam, was Madame Sublimé ſagt; beſonders aber zwei Perſonen harren mit banger Erwartung auf das Folgende.

„Ja," fährt Madame Sublimé fort, „der junge Mann, der ſo viel Aufſehen erregte, der ſo ungeheuer hoch ſpielte, der ſich ſtets auf das Eleganteſte kleidete, er hat dies Alles gethan, um ſeine Lage zu verbergen; kurz, Herr Adhémar hat nicht einen Sous, und um leben zu können, iſt er genöthigt, für Andre zu arbeiten."

Charléſia wird ungemein bleich, aber ſie ſucht ſich zu beherrſchen und weiß das zu verbergen, was in ihr vorgeht. Mathilde iſt von dem, was ſie hört, ſo betroffen, daß ihr die Sprache verſagt. Herr Bourdichon aber ruft: „Wie! was ſagen Sie da, Madame? Es iſt nicht möglich! Man hat Sie getäuſcht."

„Getäuſcht? Nein, mein Herr, mein Mann

Digitized by Google

hat de visu es mir erzählt, nicht wahr, Dardanus, de visu hast Du es mir gesagt?"

Herr Sublimé hat niemals Latein verstanden, er blickt seine Frau erstaunt an und murmelt: „Nein, ich kenne de visu nicht... ich habe von Herrn Marilly gesprochen, den ich im Kabinet meines Architekten arbeiten gesehen habe."

„Das sagte ich ja eben, mein Freund; Sie sehen, Herr Bourdichon, die Thatsache ist nicht zu leugnen. Mein Gatte, der sehr überrascht war, als er Herrn Adhémar bei Herrn Angely sah, fragte Letztern leise nach dieser Person, und Herr Angely antwortete: »Es ist ein junger Mann, den ich beschäftige; er hatte Arbeit nöthig, er war sehr unglücklich; er kopirt zu Hause für mich und manchmal schreibt er bei mir.« Das ist die wahre und authentische Lage des Herrn Adhémar."

„Ich kann es mir gar noch nicht denken," versetzt Herr Bourdichon, „was Sie mir da sagen, vermundert mich auf's höchste."

„Mich wundert es gar nicht," bemerkt Herr Monfignard, sich das Kinn streichelnd, „seit

langer Zeit war dieser Herr so zerstreut, so tiefsinnig, das zeigt stets einen Menschen an, der in keiner guten Lage steckt."

„Traue man doch dem Schein!" nimmt wieder Madame Sublimé das Wort. „Man giebt sich das Ansehen, als schwimme man im Ueberfluß, man thut, als habe das Geld nicht den geringsten Werth, und dies Alles blos um zu täuschen!"

„Um zu täuschen?" ruft Dalbrun, einen zornigen Blick auf Madame Sublimé werfend. „Und wer giebt Ihnen denn das Recht, von Herrn Marilly so einen schändlichen Gedanken vorauszusetzen? Weil er jetzt arm ist? weil er den Unbestand des Glücks erfahren hat? Ist das ein Grund, seine Ehre anzutasten? Anstatt ihn zu bedauern, klagt man ihn an; ich stehe für den Adel seiner Gesinnungen."

„Ah! gut gesprochen, mein Herr!" ruft Charlésia, nicht mehr Herr ihres Herzens, während Mathilde mit thränenfeuchtem Blick Dalbrun dankt.

Digitized by Google

„Ich denke wie Dalbrun," sagt Bourdichon, „ich halte Adhémar für einen ehrlichen Jungen; wenn er sich zu Grunde gerichtet hat, so ist das ein Unglück, aber ein Unglück, das Jeden treffen kann."

„Nun, meine Herren," nimmt Madame Sublimé mit saurer Miene wieder das Wort, „es fehlte nicht viel, so wurden wir von diesem Herrn angeführt; er sollte unser Schwiegersohn werden. Ah! ich zittre noch bei diesem Gedanken; aber wenn meine Tochter Adhémar nicht in einer glänzenden Lage geglaubt hätte, würde sie gewiß niemals einen freundlichen Blick auf ihn geworfen haben."

„Oh! gewiß!" ruft Fräulein Idalie, „ich bin zu gut erzogen, um einen Mann zu bemerken, der nicht vornehm und reich ist."

Der kleine Eudoxe am andern Ende des Saals fängt nun an wie ein Esel zu schreien: „Ai! seht doch! warum hat die Mutter denn unsern hübschen kleinen Bedienten weggeschickt? weil sie sagte, Du wärst in ihn verliebt!"

Digitized by Google

Fräulein Idalie wird wie eine Pfingstrose, Dardanus läßt seine Spieldose fallen und Madame Sublimé schreit, nachdem sie zu lachen versucht hat: „Eudoxe, mein Sohn, Du wirst stupidus! Man erzählt ihm Fabeln, um sich über ihn lustig zu machen, und er glaubt sie. Die Versammlung wird schon den Werth dieses Geschwätzes zu schätzen wissen.“

Der kleine Knabe kehrt brummend in seinen Winkel zurück.

„Madame,“ nimmt Dalbrun wieder eifrig das Wort, „was die Gesellschaft zu schätzen weiß, ist gewiß Adhémars stets der allgemeinen Achtung werthes Benehmen. Ich begreife nicht, daß Sie sein Zartgefühl nicht ahnen; denn als er die Hand ihrer Tochter ausschlug, bewies er, daß er eigennütziger Absichten nicht fähig sei. Man greift einen Mann an, weil er in Armuth gesunken ist! Wenn wirklich, was ich auch glaube, Herr Adhémar sein Vermögen verloren hat, wem in der Gesellschaft hat er irgend einen Schaden zugefügt? Von wem hat er Geld geborgt? Ganz im

Gegentheil, er hat aufgehört, Gesellschaften zu besuchen, weil er von Niemandem etwas annehmen, seine Lage nicht offenbaren wollte. Dieses Benehmen zeigt von Stolz, von Eigenliebe vielleicht, aber diese Eigenliebe ist kein Zeichen niedriger Gesinnung. Ach ich bedaure nur, daß ich seine Lage nicht wußte, als ich ihn neulich traf, ich würde mich glücklich geschätzt haben, hätte er meine Börse annehmen und meinen Kredit benutzen wollen.“

Fast alle Personen der Gesellschaft bezeigten Dalbrun ihren Beifall. Die Familie Sublimé ist sehr unzufrieden, daß man ihre Gefühle gegen Adhémar nicht theilt; sie entfernt sich bald, und die Art, wie Mathilde diese Damen entläßt, zeigt ihnen deutlich, daß sie sehr unwillkommene Gäste sein würden, wenn es ihnen einfiele, wieder zu kommen.

Selbst der schöne Monfignard folgt Fräulein Idalie nicht. Das, was er über den kleinen Bedienten so eben gehört, scheint seine Gefühle umgestimmt zu haben.

Digitized by Google

Aber auch Charléſia, die ſehr bewegt ſcheint, ſagt ihrer Freundin Adieu.

„Sie haben es gehört," ſagt Mathilde zu ihr, „er iſt unglücklich und er verbirgt es aller Welt; aus Stolz kommt er nicht mehr zu uns, er will Niemandem verpflichtet ſein! Was ſoll man thun?..."

„Seine Lage ändern!" antwortet Charléſia, die Hand ihrer Freundin nehmend.

„Aber wie?"

Charléſia antwortet nicht, nimmt eilig ihren Hut und Shawl und entfernt ſich.

Sobald Charléſia zu Hauſe angekommen iſt, läßt ſie durch ihren Diener einen Almanach du Commerce holen, und ſucht darin die Adreſſe des Herrn Angely. Nun ſchickt ſie ihren Diener dorthin und ſagt ihm: „Es iſt erſt zehn Uhr, ſollte der Herr noch nicht zu Hauſe ſein, ſo warten Sie. Ich muß durchaus dieſen Abend noch die Adreſſe des Herrn Marilly wiſſen, der ſeit einiger Zeit bei ihm arbeitet. Sagen Sie Herrn Angely, es handle ſich um eine Sache, die für

Digitized by Google

Herrn Marilly Eile hat. Sie kommen ohne die Adreſſe nicht wieder. Gehen Sie."

Der Diener geht. Nach einer halben Stunde iſt er wieder da; er hat Herrn Angely getroffen und die verlangte Adreſſe erhalten. Charléſia athmet freier, ſobald ſie weiß, wo Adhémar wohnt; ſie ſchickt ihre Leute weg, ſetzt ſich an ihren Schreibtiſch und ſchreibt folgenden Brief:

„Mein Herr.

„Nach dem Ereigniß, das unſre Trennung herbeigeführt hat, ſchrieben Sie mir mehrere Briefe, baten um meine Verzeihung und wünſchten zu mir zurückzukehren. Ich widerſtand damals Ihren Bitten, mein Herz war noch zu tief verwundet! ... Heute komme ich zu Ihnen und bitte Sie, mir meinen Gatten wiederzugeben. Ich habe erfahren, daß Sie Ihr Vermögen verloren haben, daß Sie genöthigt ſind, Beſchäftigung anzunehmen. Oh! ich hätte das früher wiſſen ſollen, dann hätten Sie ſchon eher Nachricht von mir. Aber ich glaubte Sie glücklich und vermögend, deßhalb erfuhren Sie nichts von mir ... Oh! kom-

Digitized by Google

men Sie, ich bitte, kommen Sie zu Ihrer Frau, die ſtets nur Sie geliebt hat, und nicht eher Ruhe haben wird, als bis ſie an Ihrer Bruſt ruht."

Nachdem ſie dieſen Brief unterſchrieben und ihre Adreſſe darunter angegeben hat, ſieht Charléſia nach der Uhr, die auf elf zeigt; ſie klingelt ihrem Diener heftig und ſagt dieſem: „Laufen Sie und tragen Sie dieſen Brief nach der Maltaſtraße, in die Wohnung des Herrn Marilly. Wenn er ſchon zu Bett ſein ſollte, dann ſoll man ihm ja morgen in aller Frühe das Billet geben."

Der Diener geht. Charléſia zählt die Minuten. Beim leiſeſten Geräuſch läuft ſie an das Fenſter, ſie verlangt zu wiſſen, ob Adhémar den Brief noch dieſen Abend bekommen hat. Endlich erſcheint der Diener und ſagt: „Der Herr war zu Hauſe; die Aufwärterin glaubte, er ſchliefe ſchon längſt; ſie wird ihm den Brief morgen ganz früh geben."

„Morgen!... ich muß alſo bis morgen warten!" ſagt Charléſia zu ſich. „Ah! wie lang wird dieſe Nacht ſein! Aber morgen werde ich

Digitized by Google

ihn ſehen; er wird kommen, denn es ſcheint, als liebe er mich noch. Die Gemüthsbewegung, die er empfand, als er mich in Geſellſchaft ſah... die Eiferſucht, die er nicht verbergen konnte, als Herr Monfignard mir den Hof machte... endlich wie er Mathilde verlaſſen hat; ja er liebt mich noch... Oh! ich war vielleicht zu ſtreng gegen ihn! aber ich will von jetzt ab alle ſeine Fehler vergeſſen, ich will nur ſuchen, ihn glücklich zu machen."

Charléſia kann die ganze Nacht kein Auge zu thun. Endlich erſcheint der Tag; ſie ſieht nach der Uhr und ſagt zu ſich: „Jetzt muß man ihm meinen Brief gegeben haben... Jetzt hat er ihn geleſen... er wird bald kommen... Ja, in einigen Augenblicken vielleicht iſt er ſchon bei mir... Geduld!"

Aber die Stunde vergeht und Adhémar erſcheint nicht. Schon traten unbeſtimmte Befürchtungen an die Stelle der Hoffnung, als die Klingel ertönt; dann nähern ſich Schritte dem Zimmer.

Digitized by Google

„Da ist er!“ ruft Charlésia und eilt der Thür zu, in der Hoffnung, Adhémar zu sehen, aber ihr Diener erscheint allein; er hält einen Brief in der Hand, den man so eben gebracht hat. Charlésia nimmt ihn zitternd, sie hat die Schrift ihres Mannes erkannt.

„Er schreibt mir!“ sagt sie zu sich, „er schreibt mir und er kommt nicht! Aus welchen Gründen?... Liebt er mich nicht mehr?“

Unterdessen hat ihre Hand das Siegel schon erbrochen und doch wagt sie den Brief nicht zu lesen, der ihr Schicksal entscheidet. Sie entschließt sich endlich und liest folgende von Adhémar geschriebene Worte:

„Es ist zu spät, Madame; ich danke Ihnen für das Andenken an einen Unglücklichen; aber ich kann zu Ihnen nicht zurück. Nicht mein Stolz setzt sich entgegen; wenn ich an Ihre Liebe glauben könnte, würde ich auch nur die meinige gehört haben. Aber Sie haben mich verrathen; ich habe Beweise dafür. Ich hatte Ihnen Ihre Freiheit wiedergegeben; Sie haben davon Gebrauch

Digitized by Google

gemacht. Sie befanden sich vielleicht in Ihrem Recht, für mich ist es aber der Grund zu ewiger Trennung."

„Ich habe ihn verrathen?" rief Charlésia und der Brief entfiel ihren Händen. „Er klagt mich an! er hält mich für eidbrüchig! mich, die nie aufgehört hat, an ihn zu denken ... mich, die ihn immer liebte, selbst als ich ihn floh, die ihrem Herzen Gewalt anthun mußte, um ihm nicht entgegen zu fliegen! Er hat Beweise dafür, sagt er ... Oh! ich muß hinter dies schreckliche Geheimniß kommen. Ich muß ihn aufsuchen, er kann mir sein Gehör nicht verweigern; mag er mich dann zurückstoßen, wenn er will, aber ich werde wenigstens gerechtfertigt sein! Ich kann den Gedanken nicht ertragen, in seinen Augen schuldig zu erscheinen."

Charlésia nimmt eilig Hut und Shawl läßt einen Wagen vorfahren, steigt hinein und läßt sich nach der Wohnung ihres Mannes fahren. Sie kommt an, frägt nach Herrn Adhémar Marilly und verlangt ihn augenblicklich

Digitized by Google

zu sprechen. Man antwortet ihr, daß der Herr fortgezogen ist.

„Fort!... er ist fort!" ruft Charlésia; „aber das ist nicht möglich, ich erhalte so eben einen Brief von ihm."

„Ja, Madame, als er heut Morgen fortging, gab er dem Dienstmädchen einen Brief, die ihn sogleich besorgt hat."

„Und wo ist er hin?"

„Wir wissen es nicht, Madame, er hat uns nicht gesagt, wohin er zieht."

Charlésia entfernt sich untröstlich. Ihre Verzweiflung ist um so größer, als sie weiß, daß ihr Mann sie für schuldig hält, und sie nun außer Stande ist, sich zu rechtfertigen. Niedergebeugt kommt sie nach Hause und überläßt sich ihrem Schmerze gänzlich.

Während dieses sich zutrug, war auch Mathilde nicht müßig geblieben; die letzten Worte Charlésia's, als diese sie verließ, hatten ihr den Gedanken erweckt, ihre Freundin wolle sich mit Adhémars Lage beschäftigen; und sie hatte sich

Digitized by Google

nun vorgenommen, sich nicht zuvorkommen zu lassen. Sie hatte sich deshalb ebenfalls früh Morgens auf den Weg begeben, da sie aber den Namen des Architekten nicht behalten hatte, wußte sie nicht, wohin sie ihre Schritte wenden sollte. Deshalb begab sie sich nach der Navarinstraße. Als sie aber dort nichts erfahren konnte, und sie nicht mehr wußte, was sie thun sollte, fiel ihr ein, in Adhémar's frühere Wohnung auf dem Boulevard St. Denis zu gehen.

Madame Coquenard, die gern klatschte, hatte mit vielen Behagen Mathildens Fragen vernommen und ihr geantwortet: „Gewiß, Herr Marilly hat hier gewohnt; es war ein junger Mann, den ich unendlich schätzte; er empfing viel Besuch von kleinen Damen, das ist zwar wahr! aber was schadet das? Sind die beiden Geschlechter denn nicht gemacht um sich gegenseitig zu besuchen? Uebrigens kann ich Ihnen durchaus nicht sagen, wo er jetzt wohnen könnte!..."

Mathilde wollte sich gerade entfernen, als ein Herr die Treppe heruntergesungen kommt.

Digitized by Google

Die Pförtnerin ruft: „Warten Sie, da ist ein Herr, der sein Nachbar war. Sagen Sie doch, Herr Trouillade, hier wünscht eine Dame die Wohnung des Herrn Adhémar zu erfahren. Können Sie ihr vielleicht zufällig sagen, wo er hingezogen ist?"

Trouillade nähert sich und sobald er eine schöne, junge Dame ansichtig wird, nimmt er eine liebenswürdige Miene an und antwortet: „Herr Adhémar? ach! die Dame frägt nach Herrn Adhémar Marilly; o ich kenne ihn sehr gut! wir wohnten in diesem Hause dicht neben einander... er besuchte uns oft."

„Und kennen Sie seine Adresse, mein Herr?"

„Als er hier auszog, miethete er in der Navarinstraße, aber er wohnt nicht mehr dort."

„Ich weiß es, mein Herr, aber haben Sie ihn seitdem nicht mehr gesehen?"

„Verzeihung! Ich traf ihn in demselben Hause, wo ich Mittag speise, bei Very, im Palais-Royal. Ich sprach ihn, aber er ging plötzlich weg, und meiner Treu, da ich grade

Digitized by Google

die zweite Weinsorte mir aussuchte, die ich trinken wollte, so sah ich ihn nicht weggehen ..."

„Weiter wissen Sie nichts, mein Herr?"

„Nein, Madame, außer eines Abends befand ich mich mit ihm in Gesellschaft bei einer vornehmen Dame, der Frau von Polatinskiskoff ... Aber das wollen Sie wohl nicht wissen."

„O ja, ich bitte, mein Herr, Alles was Herrn Adhémar betrifft, erregt meine Theilnahme ..."

„Nun, da es Sie interessirt, will ich eines Umstandes erwähnen, der mir sehr sonderbar schien. In jene Gesellschaft kam eine Dame, die Herrn Adhémar sehr genau zu kennen schien und die uns versicherte, er sei verheirathet."

„Verheirathet? ..."

„Ja, in Italien. Ei! mein Gott! was fehlt Ihnen denn, Madame? Sie wechseln die Farbe ... Sie sind unwohl ... Frau Coquenard, kommen Sie doch und helfen Sie der Dame, sie fällt in Ohnmacht!"

Mathilde war todtenbleich geworden; die

Kräfte verließen sie; einige Worte hatten hingereicht, ihrem Geist ein helles Licht anzuzünden, und dies hatte eine so plötzliche Revolution in ihrem Gemüth hervorgebracht, daß sie zu Boden gefallen wäre, wenn Trouillade sie nicht in seinen Armen aufgefangen hätte. Er trägt sie zur Pförtnerin und diese besprengt sie mit Melissenwasser und Weinessig.

Frau Coquenard wird über die lange Ohnmacht dieser Dame unruhig und denkt daran, einen Arzt zu holen, als endlich Mathilde die Augen wieder öffnet; sie blickt um sich, bekommt die Besinnung wieder, dankt denen, die sie umgeben, und bittet die Pförtnerin einen Wagen zu holen.

„Es steht einer hier gegenüber," antwortet Frau Coquenard, grade vor dem Hause, aber Madame sind wohl nicht im Stande so weit allein zu gehen."

„Ich würde der Dame gern meine Begleitung bis nach Hause anbieten," sagt Trouillade, schmachtende Blicke auf sie heftend.

Digitized by Google

„Ich danke Ihnen, mein Herr; Ihr Arm bis zum Wagen ist Alles, um was ich Sie bitten würde, wenn Sie diese Gefälligkeit mir erzeigen wollten.“

Mathilde nimmt Trouillade's Arm und hat der Pförtnerin zehn Franken in die Hand gleiten lassen, die sich mit Theilnahme empfiehlt. Mathilde steigt in den Wagen, von Trouillade über den Boulevard geführt, dankt dem Virtuosen, der wieder seine Figaro-Stellung angenommen hat, und läßt sich zu Charléſia fahren.

Diese befand sich allein in ihrem Zimmer, dem stummen und düstern Schmerz überlassen, der den Verlust jeder Hoffnung verräth, als die Thür sich rasch öffnet und Mathilde vor ihr erscheint. Sie ist so bleich, so zitternd, ihre Augen sind erröthet und voll Thränen, daß Charléſia fast erschrickt. Sie geht ihrer Freundin entgegen, aber Mathilde wirft sich ihr zu Füßen, ergreift eine ihrer beiden Hände, badet sie in Thränen und stammelt: „Verzeihen Sie mir!

... Sie sind seine Frau ... ich weiß jetzt Alles! ... Oh! wie sehr müssen Sie mich verachten!"

Charlésia hebt ihre Freundin auf und umarmt sie, wobei sie sagt: „Ja, ich bin seine Frau ... ich will es nicht länger verbergen; und da er jetzt unglücklich ist, mache ich es mir zur Pflicht seinen Namen zu tragen! Ich habe Dich niemals verachtet, Mathilde, ich begnügte mich Dich zu beklagen; denn ich wußte wohl, daß die Leidenschaft, die Du für ihn empfandest, Dir nur Pein verursachen konnte."

„Diese Leidenschaft konnten Sie mit einem Wort in den Grund meines Herzens zurückdrängen ... Oh! Sie waren zu großmüthig! während ich ... wenn Sie wüßten, was ich gethan habe ..."

„Ich habe es Dir schon gesagt, daß ich Dir verzeihe. Aber erkläre mir, wie hast Du das Geheimniß meiner Verbindung mit Adhémar entdeckt?"

Mathilde erzählt ihrer Freundin genau, was sie heute Alles gethan hat, und erklärt

ihr, wie Trouillade ihr Licht gegeben hätte. Als sie zu sprechen aufgehört hat, nöthigte sie Charlésia sich neben sie zu setzten, nimmt ihre Hand und sagt: „Jetzt darf ich kein Geheimniß mehr vor Dir haben. Ich will Dir meine Verheirathung mit Adhémar und was unsre Trennung herbeiführte erzählen. Höre mich. Als ich Wittwe des Herrn Valmeran und Herr meiner Handlungen geworden war, wollte ich Italien sehen, ich reiste. In Neapel machte ich Adhémar's Bekanntschaft. Sein ausgezeichnetes Wesen, sein Geist, Alles stimmte mich zu seinen Gunsten. Mein Herz, das noch nie geliebt hatte, flog dem seinigen entgegen; denn es giebt eine geheime Sympathie, die uns zu demjenigen hinzieht, der unsre Liebe besitzen soll. Adhémar bat mich nun um meine Hand und sagte: »Mein Vermögen ist nicht so groß wie das Ihrige, obschon es völlig hinreichend ist für mich; doch will ich glauben, daß Sie überzeugt sind, ich heirathe Sie aus Liebe und nicht aus Eigennutz!« Ich reichte Adhémar meine Hand

Digitized by Google

indem ich ſagte: »Ich glaube an Ihre Liebe, aber bedenken Sie es wohl: ich will mein ganzes Leben lang geliebt ſein. Meine erſte Heirath war eine ſchwere Kette für mich, weil man mich einem Mann gegeben hatte, den ich nicht liebte. Damals fühlte ich, wie grauſam es iſt, mit Jemandem leben zu müſſen, der uns mit einer Liebe verfolgt, die wir nicht theilen. Ich liebe Sie und werde mich nie ändern! Aber wenn Sie mich täuſchen... wenn Sie mir einſt untreu würden, ich ginge dann augenblicklich von Ihnen fort, weil ich für Sie nie das ſein wollte, was mein erſter Mann für mich war.« Adhémar ſchwor mir, ſich nie zu verändern; ich glaubte ihm und wir heiratheten uns. Wir hatten in der Umgebung von Neapel ein reizendes Landhaus gemiethet und ich hatte ein Kammermädchen, eine junge italieniſche Bäuerin, Pépita mit Namen, genommen. Dieſes Mädchen war recht hübſch und ſehr gefallſüchtig; aber ſie war noch ſo jung, ſo natürlich! Konnte ich denn auch auf mein Kammermädchen oder auf irgend eine Perſon

Digitized by Google

eiferſüchtig ſein, da ich auf meinen Gatten feſt vertraute! Ich war erſt ſeit drei Monaten Adhémar's Frau; ich begab mich eines Vormittags nach Neapel um Einkäufe zu beſorgen, mein Mann ſollte mich des Abends nach dem Landhauſe zurückholen. Plötzlich hält ein Mann, den ich nicht kenne, meinen Wagen an. Ich glaubte es ſei ein Räuber, aber dieſer Menſch begnügte ſich mir zu ſagen: »Ihr Mann iſt Ihnen untreu; kehren Sie zur Villa zurück, ſo werden ſie ihn in den Armen der Pépita finden.« Dieſe Worte durcheiſten mein Herz; ich konnte nicht glauben, was man mir geſagt hatte, dennoch befahl ich meinen Kutſcher mich nach Hauſe zu bringen. Der Unbekannte war verſchwunden. Ich ſtieg noch ziemlich weit von meiner Wohnung aus, damit man mich nicht zurückkommen höre. Ich ſchlich ohne bemerkt zu ſein, leis in Pépita's Zimmer ... Oh! der Menſch hatte nicht gelogen. Adhémar war da. Er warf ſich mir zu Füßen und flehte um Verzeihung für ſeinen Fehltritt. Aber das Uebermaß meiner

Liebe hatte grade meinen ganzen Stolz erweckt; beſchimpft, wüthend erinnerte ich Adhémar an die Bedingungen unſrer Verheirathung. »Von nun an,« ſagte ich zu ihm, »bin ich nicht mehr Ihre Frau und Sie ſind nichts mehr für mich. Ich gebe Ihnen Ihre Freiheit wieder; wir ſind in einem fremden Lande; in Frankreich können Sie noch als ledig gelten; was mich betrifft, ich lege von heute an Ihren Namen ab und nehme den meines erſten Mannes wieder an. Trennen wir uns auf der Stelle. Reiſen Sie, mein Herr, oder ich räume den Platz.« Adhémar's Bitten konnten mich nicht erweichen. Nun reiſte er ab und nach einigen Tagen erfuhr ich, daß er Italien verlaſſen habe. Oh! Du kannſt Dir denken, Mathilde, was ich litt, wie ich meinem Herzen Gewalt anthun mußte, denn er ſchrieb mir, bevor er abreiſte, und ohne zu ſuchen ſich zu rechtfertigen, ſtellte er mir vor, wie die Anreizungen eines jungen, gefallſüchtigen Mädchens ihn zu einem Fehltritt verleitet hatten, der nicht vorher in ſeiner Abſicht lag. Bevor ich dieſen

Digitized by Google

mir unerträglichen Aufenthalt verließ, wollte ich wissen, was aus Pépita geworden war, die ich seit der Abreise meines Mannes nicht mehr sah. Ich wollte Gewißheit haben, ob sie ihm nicht etwa gefolgt sei. Nach viermonatlichem vergeblichen Forschen fand ich endlich das junge Mädchen auf; sie bewohnte eine Hütte in der Umgegend von Tivoli; sie lebte dort einsam und elend... und war schwanger."

„Schwanger!" rief Mathilde, auf Charlésia einen ausdrucksvollen Blick heftend.

„Ja, ja! aber laß mich fortfahren, Ich suchte das junge Mädchen auf; sie warf sich zu meinen Füßen und flehte um Erbarmen. »Was werden Sie mit dem Kinde anfangen?« fragte ich, sie schlug die Augen nieder und stotterte: »Ich kann es nicht ernähren.« Nun schlug ich ihr vor, es mir zu überlassen. Die Freude, mit der sie auf den Vorschlag einging, bewies mir, daß die süßen Regungen der Mutterliebe ihrem Herzen völlig fremd waren. Ich wartete den Tag ihrer Niederkunft ab. Sie brachte einen

Knaben zur Welt, den ich in meine Arme ſchloß und dem ich meinen Namen gab, da ich ihm den ſeines Vaters nicht geben konnte. Für Pépita ließ ich eine Börſe Geld zurück und ſah ſie nicht wieder. Dieſes Frauenzimmer hatte mich empört; ſie hatte nicht einmal das Kind zu küſſen verlangt. Einige Zeit nachher verließ ich Italien mit meinem kleinen Karl, dem ich eine gute Amme gegeben hatte. Ich reiſte nach der Schweiz, wo ich länger als ein Jahr blieb. Ich will Dir meine Hoffnung nicht verbergen. Sie beſtand darin, einſt mit meinem Manne mich wieder zu vereinigen und ihm zu verzeihen. Aber ſtets, wenn ich die Abſicht hatte nach Frankreich zurückzukehren, erhielt ich anonyme Briefe, in denen man mir Adhémar's Aufführung genau beſchrieb; man verſchonte mich mit keiner ſeiner Thorheiten. Dann fühlte ich meinen Unwillen, meine Eiferſucht von Neuem erwachen, und verzichtete auf den Gedanken, mich mit ihm zu vereinigen. Als ich nach Paris kam, wußte ich, daß er eine Maitreſſe

Digitized by Google

hatte, die Emmeline hieß, und wahrscheinlich hätte man mir auch seine Bekanntschaft mit Dir geschrieben, wenn Du sie mir nicht selbst gestanden hättest. Jetzt weißt Du Alles. Adhémar's Sohn befindet sich zu St. Maur bei einer Bäuerin, die große Sorgfalt auf ihn verwendet. Ich besuche ihn fast täglich; nun, und heute hoffte ich ihm seinen Vater wieder zu geben. Als ich Adhémar's Unglück vernahm, mußte ich sein vieles Unrecht gegen mich vergessen und vergeben. Ich hatte seine Wohnung entdeckt ... ich hatte ihm geschrieben, Alles sei wieder gut ... ich hatte darauf gerechnet, ihm die süßeste Ueberraschung zu bereiten, indem ich seinen Sohn ihm in die Arme legen würde ... aber da ... hier ... das hat er mir geantwortet ..."

Mathilde nimmt zitternd den Brief, den Charlésia ihr reicht. Nachdem sie ihn gelesen hat, wendet sie das Gesicht ab und schlägt die Augen zu Boden.

„Er hält mich für treulos!" ruft Char-

léſia, „ach! das empört Dich, nicht wahr? Aber weſſen klagt er mich an? Wer konnte mich bei ihm ſo verläumden?“

„Ich!“ murmelt Mathilde mit dumpfer Stimme.

„Du?...“

Und Charléſia hat ſich plötzlich von Mathildens Seite entfernt; dieſe fährt fort ohne die Augen zu erheben: „Ich hatte entdeckt, daß Sie in St. Maur heimlich ein Kind erziehen ließen, ich hatte dieſes Kind Sie Mutter nennen hören, ich glaubte nun, es ſei wirklich Ihr Sohn. Ich theilte Adhémar dieſe Entdeckung mit; er wollte mir nicht glauben, ich nahm ihn nach St. Maur mit, er ſah wie Sie den kleinen Karl in den Armen hielten!...“

„Oh! es iſt ſchrecklich!“ ruft Charléſia und ſinkt wie vernichtet von dem, was ſie gehört hat, auf einen Seſſel. „Sie wußten nicht, daß ich Adhémar's Gattin war, ich weiß das

wohl; aber war das ein Grund mir, einer alten Freundin, so etwas zu thun!..."

„Oh! es kam einzig daher, weil ich ihn ebenfalls liebte!" antwortet Mathilde, das Gesicht in ihren Händen verbergend.

Digitized by Google

Achtes Kapitel.

Noch einmal der Unbekannte.

Azéma war glücklich und über Adhémars Schicksal ganz beruhigt nach Lyon abgereist. Unglücklicherweise war aber grade Herr Angely, zu dem sie ihn gebracht hatte, der Baumeister des Herrn Sublimé.

Sobald Adhémar mit dem Vater des Fräulein Idalie zusammengetroffen war, wußte er auch, daß seine Lage nun unter seinen alten Bekannten nicht verschwiegen bleiben konnte. Verzweifelnd und sein Schicksal verwünschend, das ihm nicht gestattete, in seiner neuen Lage unbekannt zu bleiben, kam er zu Hause an und wußte

Digitized by Google

nicht, welchen Entschluß er fassen sollte, denn wenn er auch den Muth hatte, die Armuth zu ertragen, so fehlte ihm doch der, die unverschämte und beleidigende Miene von Leuten wie die Sublimé's zu dulden, die nur das Verdienst des Geldes schätzten.

Charlésiens Brief hatte ihn in dieser Stimmung gefunden; er hatte bewiesen, wie sehr sich Herr Sublimé beeilt haben mußte, überall zu erzählen, in welcher Lage er ihn gesehen hatte. Adhémars Antwort auf diesen Brief ist bekannt. Sein Entschluß stand fest.

Er verließ bald seine Wohnung, weil er nicht wieder aufgefunden werden wollte. Er hatte sich vorgenommen, sein Leben in der Fremde zu fristen, um nicht mehr einem solchen Begegnen ausgesetzt zu sein.

Adhémar eilt nach dem Posthofe. Er tritt in eine Schreibstube und verlangt einen Platz.

„Wollen Sie nach Bordeaux?" frägt der Schreiber. Adhémar will nur hauptsächlich aus Paris. Er hört, daß der Wagen nach Bordeaux

Digitized by Google

Abends sechs Uhr abgeht und er nimmt einen Platz, läßt seinen Mantelsack dort und entfernt sich, da es erst zehn Uhr des Morgens ist, ohne zu wissen, was er bis zum Abend beginnen soll.

Plötzlich fällt ihm Pépita ein und er wendet sich nach der Vorstadt St. Martin, indem er zu sich sagt: „Die Arme, fast seit einem Monat habe ich sie nicht mehr gesehen! Ich will nicht abreisen, ohne ihr Lebewohl gesagt zu haben... Ich habe nur noch wenig Geld! Indessen wenn es nöthig ist, theile ich es mit ihr. Wenn ich in Bordeaux kein Unterkommen finde... ei was! dann schiffe ich mich ein... werde Matrose... ich bin auf Alles gefaßt."

Adhémar ist vor Pépita's Wohnung gekommen, er will eintreten, als ihn eine Frau am Arm zurück hält; er wendet sich um und erkennt Frau Lichor.

Die Krankenwärterin nimmt eine mitleidige Miene an und frägt: „Wo wollen Sie hin, mein lieber Herr?"

„Zu Ihrer Kranken. Wie geht es ihr?"

Digitized by Google

Frau Lichor schüttelt den Kopf und murmelt: „Seit vierzehn Tagen leidet die arme Dame nicht mehr! es ist vorbei mit ihr..."

„Ist sie todt?..."

„Ach! ja, mein Gott, und sie hätte Sie so gern noch sprechen wollen; sie hätte ein Geheimniß auf dem Herzen, sagte sie. Aber, mein lieber Herr, wo sollte ich Sie finden?... Uebrigens Ihnen danken wir es, daß ihr bis an's Ende nichts gefehlt hat... sie ist sanft gestorben."

Adhémar seufzt tief auf.

„Todt! so jung! und unter einem fremden Himmel... welch ein Schicksal! Arme Pépita! Und Niemand begleitete sie wohl auf dem letzten Gange?"

„Verzeihung, ein Herr, der nicht zum besten aussah... und doch ein kleines hübsches Grabmal auf dem Père Lachaise machen ließ. Es ist sonderbar, so lange sie krank war, besuchte er sie nicht."

Dieser Umstand fällt Adhémar auf; er läßt sich diesen Menschen beschreiben und zweifelt

nicht, es muß ſein Unbekannter ſein. Nun, ohne ſich Rechenſchaft darüber geben zu können oder zu wollen, verläßt er plötzlich die Krankenwärterin und eilt dem Kirchhofe zu.

Der Weg war lang. Adhémars Schritte haben ſich gemäßigt, da er in Betrachtung verſunken iſt. Er denkt an Pépita, frägt ſich, welches Geheimniß ſie ihm wohl hatte anvertrauen wollen, dann taucht wieder das Bild ſeines geheimnißvollen Unbekannten in ſeinen Ideen auf und er iſt feſt entſchloſſen, wenn er dieſen Menſchen treffen ſollte, ihn zu zwingen, ſein Benehmen zu erklären.

Adhémar kommt auf dem Kirchhofe an. Es war ein kalter, nebliger Tag, wenig Perſonen befanden ſich an dieſem traurigen Orte; aber wahrhaft Trauernde ziehen Schweigen und Einſamkeit dem Geräuſch der Welt vor.

Unter all' dieſen Gräbern, wie ſollte er das von Pépita finden? Adhémar blickt um ſich, er ſieht kein Merkmal, aber das hält ihn vom Suchen nicht ab.

Digitized by Google

Seit zwei Stunden ist Adhémar schon auf dem Kirchhofe umhergegangen, als er auf einem einfachen Steine den Namen Pépita liest; er ist mit einem Gitter und frischgepflanzten Blumen umgeben.

Er bleibt stehen; er kniet nieder. Er lehnt den Kopf an das Gitter, und ohne daß er es bemerkt, fallen Thränen aus seinen Augen.

Ein Mann erscheint nun an der andern Seite des Gitters. Dieser betrachtet Adhémar anfangs mit zorniger Miene; aber bald mildert sich sein Blick, da er ihn weinen sieht.

Als Adhémar endlich seine Augen aufschlägt, treffen sie auf die des Mannes. Weit entfernt, überrascht zu sein, als er seinen Unbekannten erkennt, ruft er: „Ah! mir ahnte es, daß ich Sie hier treffen würde.“

„Wirklich?“ versetzte der Fremde traurig. „Ja! Sie war der Grund, daß ich Ihnen überall folgte; sie läßt uns hier ebenfalls zusammentreffen.“

Digitized by Google

„Mein Herr, ich habe Sie oft sprechen wollen, ich habe Sie aufgesucht, um nach dem Grunde zu fragen, der Sie an meine Tritte fesselt. Sie spürten mir nach... Sie entkamen mir stets... Ich hoffe, Sie werden mir heute, da ich Sie hier finde, Alles erklären."

„Ja, heute will ich Ihnen Rede stehen; früher hätte ich es nicht gethan, aber jetzt, da sie todt ist... nun ist Alles vorbei!... Pépita, die hier ruht... ich liebte sie... ich liebte sie, bevor Sie in unser Land kamen... denn ich bin mit Pépita unter demselben Himmel geboren. Von einem mißtrauenden und eifersüchtigen Charakter, hatte ich meine Liebe derjenigen noch nicht erklärt, die ich heirathen wollte, als Sie in die Umgegend von Neapel kamen. Pépita trat in den Dienst Ihrer Frau, und was da geschah, habe ich nicht nöthig, Ihnen zu sagen. Sie hatten mein Unglück gemacht; ich nahm mir vor, mich dadurch zu rächen, daß ich die Versöhnung mit Ihrer Frau hinderte, denn ich wußte wohl, daß Sie sie noch liebten. Seitdem hing ich an Ihren

Ferſen, ich folgte Ihnen auf Ihren Reiſen. Alles war mir recht, ſobald ich nur mein Ziel erreichte ... ich brauche ſo wenig, um zu leben! Sie ſchrieben Ihrer Frau oft, um Verzeihung Ihres Fehltritts flehend, aber ich ſchrieb ihr ebenfalls alle Ihre Thorheiten, Ihre Bekanntſchaften mit Frauen, und hinderte dadurch Ihre Verſöhnung. Das habe ich gethan ... es war gewiß recht, nicht wahr? denn Sie hatten mich unglücklich gemacht, da ich Pépita ſo liebte!"

Adhémar hat dieſe Erzählung ſchweigend angehört, und als der Italiener aufgehört hat zu reden, nähert er ſich demſelben und reicht ihm die Hand mit den Worten: „Wenn ich Sie unglücklich gemacht habe, ſo ſind Sie auch vollkommen gerächt! ... Ueber dem Grabe Pépita's möge aller Haß erlöſchen ... Verzeihen Sie mir, wie ich Ihnen verzeihe ... Leben Sie wohl, mein Herr."

Der Fremde ſcheint gerührt, er drückt Adhémars Hand, und als dieſer ſich entfernen will,

Digitized by Google

hält er ihn zurück und sagt mit bewegter Stimme: „Warten Sie ... ich habe Ihnen noch etwas mitzutheilen ... Was Sie während Pépita's Krankheit für sie gethan haben ... Ihre jetzt auf dem Grabe vergossenen Thränen, das hat meinen Haß entwaffnet ... das Geheimniß, das Pépita Ihnen sagen wollte, weiß ich ... es kann Ihr Glück daraus erblühen."

„Oh! sprechen Sie, mein Herr ... sprechen Sie, ich bitte, ich beschwöre Sie ..."

„Pépita trug eine Frucht ihres Fehltritts unter ihrem Herzen ... sie hat einen Sohn geboren."

„Wäre es möglich! Und was ist aus dem Kinde geworden? Oh! wissen Sie es?"

„Ihre Frau hat es in Obhut genommen und läßt es in St. Maur unter dem Namen Karl erziehen. Ihn hatten Sie sie küssen und liebkosen gesehen."

„Großer Gott! Dieses Kind ... es ist mein Sohn! ..."

Digitized by Google

Adhémar stößt einen Freudenruf aus. Die Ueberraschung, das Entzücken, in welches ihn diese Aufklärung versetzt, ist so groß, daß er vor Glück einige Zeit sprachlos bleibt, dann preßt er den Fremden in seine Arme und stammelt Worte ohne Zusammenhang. Nun verläßt er eilig den Kirchhof, ohne noch etwas zu sagen, wirft sich in einen Wagen und fährt zu seiner Frau, dem Kutscher zehn Franken zusichernd, wenn er fahren will, was das Pferd laufen kann.

Charlésia war noch in den tiefen Schmerz versunken, den Mathildens Worte ihr verursacht hatten. Diese wagte nicht, ihre Freundin um Verzeihung anzuflehen, sondern hielt sich einige Schritte fern, als plötzlich die Thür sich öffnete und Adhémar in das Zimmer tritt. Er ist bleich, aufgeregt, Thränen befeuchten seine Augen. Er eilt auf Charlésia zu, wirft sich ihr zu Füßen und ruft: „Ich weiß jetzt Alles! Du erziehst meinen Sohn heimlich ... und erlaubst ihm, daß er Dich Mutter nennen darf! Und ich wagte einen Verdacht auf Dich zu werfen, Dich anzu-

Digitized by Google

klagen? ... Oh! Du wirſt mir nicht verzeihen wollen! ..."

Als Antwort liegt Charléſia in ſeinen Armen, drückt ihn an ihr Herz und findet keine Worte für Alles, was ſie fühlt.

Mathilde iſt Zeuge vom Glück ihrer Freundin, und diesmal empfindet ſie die lebhafteſte Freude. Da aber das Verhältniß, das zwiſchen ihr und Adhémar beſtand, ihr nicht erlaubt, bei dem Gatten ihrer Freundin zu bleiben, ſo nimmt Mathilde von Charléſia Abſchied und ſchwört ihr, ſie wolle ſtets den Himmel bitten, daß er dem Glücke der wieder vereinten Gatten günſtig bleiben möge. Charléſia zweifelt nicht an der Aufrichtigkeit ihrer Freundin, empfängt aber ihr Lebewohl mit Vergnügen und dringt nicht in ſie, wiederzukommen.

Sobald Mathilde fort iſt, umarmt Charléſia ihren Gatten auf's Neue und ſagt: „Von nun an ſoll meine Sorge nur darin beſtehen, Dich glücklich zu machen ... denn ich war zu

Digitized by Google

ſtreng eines Fehltritts wegen, den eine Frau nicht bemerken ſoll. Aber ſo oft ich auch auf dem Punkte war, Dir zu verzeihen, gefiel es einem heimlichen Feinde, mein Herz von Neuem durch Nachrichten, daß Du mich ganz vergeſſen hätteſt, zu zerreißen."

„Ich ſuchte Zerſtreuung, das iſt Alles!" entgegnet Adhémar. „Aber die Frauen verwechſeln oft einen einzelnen Fehltritt mit Untreue."

„Ich werde vernünftiger ſein, mein Freund. Und jetzt ſchnell zu unſerm Sohn, den wir von dieſem Augenblick an nicht mehr von uns laſſen."

Iſt es noch nöthig, zu ſagen, daß von dieſem Tage an Adhémar und Charléſia wieder glücklich lebten? In der Welt erſtaunte man ſehr über die Nachricht, daß Madame Valmeran ſeit langer Zeit Madame Marilly ſei. Dieſe Neuigkeit ſetzte die Zungen vierzehn Tage ſehr in Bewegung. Bald aber gab es wieder andere Dinge zu beſprechen; ſo iſt der Lauf der Welt.

Digitized by Google

Sobald Adhémar von seiner Frau die Art und Weise erfuhr, wie Dalbrun ihn vertheidigt hatte, beeilte er sich, dem jungen Advokaten seine Freundschaft anzubieten. Beide blieben stets die besten Freunde.

Bourdichon verkleidete sich noch öfter als Vierfüßler, aber um auf Bälle außer seinem Hause zu gehen; denn Mathilde wollte keine mehr geben. Das Andenken an den letzten genügte ihr. Der schöne Monfignard heirathete nicht, und Fräulein Idalie endlich nur den Unternehmer einer Poudrett-Anstalt.

Emmeline verband sich mit Herrn Desmatures und wurde eine Frömmlerin, Azéma gefiel nicht sehr auf dem Theater... desto besser außer demselben.

Trouillade reiste seiner Frau nach, fand aber nur seinen Sohn. Hélénor war nach einer Vorstellung zu ihrem Benefiz verschwunden, da sie darauf dem Direktor noch siebzehn Franken herauszahlen sollte. Figaro fing nun wieder an seinen Lycoris zu peitschen, um ihm eine bessere

Digitized by Google

Stimme zu verschaffen, und das Kind schrie so gut, daß es nach einem Jahre die — Sprache verloren hatte.

Seit dem Besuche an Pépita's Grabe aber sah Adhémar „diesen Herrn" niemals mehr wieder.

Ende des dritten und letzten Bandes.

Druck und Papier von Phil. Reclam jun. in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google